Anecdoten
zur
Lebensgeschichte
berühmter
französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer
Gelehrten.

Siebenter Theil.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius, 1764.

Vorrede
des Herausgebers.

Es tritt hiermit, nachdem die Uebersetzung der gelehrten Streitigkeiten zu Ende gebracht worden, die Fortsetzung der Anecdoten ans Licht, und zwar solcher Anecdoten, die ich von andern, als französischen Gelehrten, selbst zu sammlen gleich anfänglich versprochen habe. Wie verdrüßlich und mühsam eine solche Arbeit sey, kann ein jeder leicht beurtheilen, wenn er sich von dem, was eigentlich Anecdoten sind, oder auch nur nach dem, was der Abt Raynal unter diesem Titel heraus gegeben, einen Begriff macht. Der fran-

zösische Boden ist in der That zu einer Sammlung allerhand sonderbarer Begebenheiten, witziger Einfälle und merkwürdiger Aussprüche weit fruchtbarer, als andere Länder und Gegenden. Ich mag damit zwar nicht sagen, als ob in andern Ländern, außerhalb Frankreich, man nicht eben so viel Witz, eben so viel kleine und sonderbare Begebenheiten anträfe: es fehlt aber nur andern Nationen, und besonders uns Deutschen am Geschmacke an solchen artigen Kleinigkeiten, oder besser zu sagen, an der Aufmerksamkeit und Lust, dieselben aufzuschreiben. Wir berichtigen, so viel in unserm Vermögen steht, die Geburts- und Sterbejahre eines jeden Gelehrten; wir wissen genau, wie lange er sich auf Schulen und Universitäten aufgehalten, in welchem Jahre er Magister, Licentiat oder Doctor geworden, wie viel und was für Disputationen er vertheidigt, was für Aemter er nach einander bekleidet, wenn er geheurathet und wie viel Kinder er in seinem fruchtbaren Ehestande gezeuget hat: wir stören ihn aber nie, oder doch sehr selten, auf seiner Studierstube, wo er sich bisweilen vergißt, und entweder ohne Affectation, oder ganz Affectation ist; wir über-

überfallen ihn nicht, wenn er mit seiner Frau und Kindern allein ist, und ihnen entweder die Zeit vertreibet, oder sich die Zeit vertreiben läßt; wir schleichen ihm nicht nach, wenn er eine Gesellschaft guter Freunde besucht, um entweder mit ihnen zu lachen, oder sie zu lachen zu machen, und wir verlieren dadurch manchen kleinen Umstand, manchen witzigen Einfall, der sich angenehmer erzählen läßt, als der ganze trockene, mit Namen und Zahlen angefüllte Lebenslauf so manches Gelehrten. Dieser Mangel an solchen Nachrichten, die uns insgemein nicht interessant genung scheinen, hat verursacht, daß mir eine Sammlung von dergleichen Nachrichten saurer geworden, als ich vermeynte, und daß ich sie, wenn ich sie ansehe, nicht völlig in der Gestalt finde, die ich ihr zu geben gern gewünscht hätte. Ich muß es gestehen, daß mir, unter diesen Umständen, der Beytrag eines berühmten und in einem ansehnlichen Amte zu Berlin stehenden Gelehrten sehr angenehm gewesen, weil ich dadurch nicht allein versichert ward, daß mein Versprechen selbst bey würdigen Männern Beyfall gefunden habe, sondern weil mich auch ein so ansehnlicher Beytrag um

so viel eher in den Stand setzte, mein Versprechen zu erfüllen, und dem Publico einen neuen Theil von Anecdoten zu liefern, die man als eine Fortsetzung derer vom Abte Raynal gesammelten ansehen könnte. Der berühmte berlinische Gelehrte überließ mir die Freyheit, Gebrauch davon zu machen, wie es für die Absicht der Buchhandlung, welche die Anecdoten drucken läßt, am bequemsten wäre. Im Fall man sie allein drucken wollte, hat derselbe eine Vorrede beygefügt, welche ich dem Leser vorzulegen für meine Schuldigkeit erachte, da es dem Verleger sowohl als mir am besten gefiel, die zugeschickten Anecdoten mit in diesen Band zu nehmen. Sie füllen die ersten sieben Bogen aus, und hier ist die Vorrede dazu:

Geneigter Leser,

Bey der Ausgabe dieser bisher unge„druckten Nachrichten von be„rühmten Gelehrten des jetzigen Jahrhun„derts, habe ich es nicht bloß auf meinen „eigenen Geschmack und Urtheil ankom„men lassen. Sie sind nicht allein mir, „sondern auch andern Liebhabern und Ken„nern der gelehrten Geschichte, welche sie „gesehen, theils so angenehm, theils so „wichtig, vorgekommen, daß sie bekannt „gemacht zu werden verdieneten, und be„gierige Leser finden würden.

„Ich gebe sie für bisher ungedruckt „aus. Dieß dürfte vielleicht viel gewagt „zu seyn scheinen. Denn, wer kann die „Menge solcher Schriften, deren noch „täglich an das Licht treten, worinn von „gelehrten Männern Nachrichten ertheilet „werden, alle gelesen haben? und also ge„wiß versichert seyn, daß er in diesem „Theile der Geschichte etwas, so noch nie „gedruckt worden, liefere? Ich getraue „mir solches gleichwohl von dem größesten „Theile dieser gegenwärtigen Sammlung „ungezweifelt zu behaupten, und halte

„mich nicht weniger versichert, daß die „übrigen, wovon etwa hie oder da schon „eines und das andere zu finden seyn möch„te, Ihnen hier doch theils vollständi„ger, theils mit einigen andern Umstän„den, zu lesen vorgeleget werden.

„Es wird hauptsächlich auf die Glaub„würdigkeit derselben ankommen. Davon „kann ich meinen geehrten Lesern folgen„des melden.

„Die meisten hat mir ein damals be„rühmter Professor auf einer vornehmen „Universität, welcher jetzt sein akademisches „Amt mit einem kirchlichen verwechselt hat, „aus eigener Bewegung gütig zugesandt „und überlassen. Sie sind unten mit ei„nem B. gezeichnet, und sind aus einem „vortrefflichen Reisetagebuche genommen, „welches der alte, sehr gelehrte, erfahrene „und rechtschaffene adeliche Hofmeister ei„nes nunmehro regierenden Reichsgrafen „auf den Reisen desselben gehalten hat. „Der Hofmeister ist schon seit mehr als „zehn Jahren todt. Die Nachrichten sind „insgesammt 1741 aufgeschrieben; seit „welcher Zeit verschiedene derer charakte„risirten Männer verstorben sind.

„Der

„Der andere beynahe eben so große „Theil dieser Anecdoten, an deren Ende „ich jedesmal den Buchstaben N. zum Un„terscheidungszeichen gesetzet, stammet von „dem seligen Herrn Hofrath Nemeiz her. „Dieser Mann ist, wie aus seiner Geschich„te im neuen gelehrten Europa IV B. „S. 942 u. f. bekannt ist, verschiedener „gräflichen und fürstlichen Personen Hof„meister gewesen, hat mit denenselben ver„schiedene Reisen in fremde Länder gethan, „und sich nicht nur durch seine gute Ge„lehrsamkeit, sondern auch durch seine „Kenntniß der großen Welt und durch „sein rechtschaffenes Wesen, vielen Ruhm „erworben. Unter verschiedenen Hand„schriften, welche er nachgelassen, hat er „einem seiner Freunde zwey kleine Bände „in Folio, worinn er allerley eigene An„merkungen und Abhandlungen über theo„logische, moralische, politische und vor„nehmlich historische Materien zusammen„getragen, vermacht. Dieser mein vor„nehmer Gönner hat mir solche, mit der „Erlaubniß, sie zu gebrauchen, wie ich es „gut fände, und was ich wollte, davon „herauszugeben, hochgeneigt mitgetheilet. „Ich habe also dasjenige, welches in ge-

„genwärtiger Sammlung vornehmlich ei-
„nen Platz haben konnte, ausgesucht. Es
„befinden sich aber außer diesem noch ver-
„schiedene andere Denkwürdigkeiten, wie
„auch einige ganze Ausarbeitungen darinn,
„welche wohl durch die Presse bekannt ge-
„macht zu werden verdieneten, und deren
„ich einige in einer zweyten Sammlung
„mitzutheilen nicht abgeneigt bin.

„Den dritten und geringsten Theil die-
„ser Anecdoten, unter welchen der Buch-
„stabe L. steht, habe ich dem **Excerpten-**
„**und Memorienbuche** eines Gelehrten
„zu danken, woraus mir solche zu nehmen
„frey gestanden; und ich bin von der
„Wahrheit dessen, so darinn gemeldet
„wird, um desto mehr versichert, da es
„mit den Erzählungen anderer glaubwür-
„digen Personen, so eben dieselben Gelehr-
„ten, von welchen sie handeln, gekannt
„haben, völlig übereinkömmt.

„Sie sehen, **geehrter Leser**, daß ich
„bloß der Sammler und Herausgeber die-
„ser Bogen bin. Nur an einem und an-
„dern Orte habe ich mir eine kleine Anmer-
„kung beyzufügen die Freyheit genommen.
„Das übrige alles liefere ich so, wie ich
„es bekommen habe, und statte meinen
„Gön-

„Gönnern und Freunden hiermit öffent„lich den verbindlichsten Dank dafür ab.

„Wenn es meine Umstände zulassen, „bin ich gesonnen, eine zweyte Sammlung, „und hernach noch mehrere, folgen zu „lassen. Ich hoffe, es werde mir um de„sto weniger am Stoff dazu fehlen, da ein „und anderer gelehrter Freund, welche „diesen und jenen Theil von Europa gese„hen, mir ihre Beyträge dazu zu verspre„chen die Güte gehabt haben. Doch es „wird von dem Beyfalle, womit dieses er„ste Stück aufgenommen werden möchte, „oder nicht, abhangen.“

So weit geht die Nachricht, womit die mir zugesandten Anecdoten begleitet werden. Die bedingungsweise versprochene Fortsetzung dürfte vielleicht der Welt eben so wenig, als mir, unangenehm seyn, wenn es dem Herrn Sammler nicht misfallen sollte, daß ich mich Ihm an die Seite stelle, ohne Ihm etwas von der Achtung zu entziehen, die ich Ihm schuldig bin. Genug, wenn die Liebhaber dieser gelehrten Kleinigkeiten Geduld genug haben, weiter zu lesen, so versichere ich sie, daß ich Herz genug habe, weiter fortzufahren, und noch einen oder ein Paar Bändchen von

„Nach-

Nachrichten zu liefern, die ich eben so mühsam zusammen suchen muß, als man Aehren nach der Erndte zusammen lieset. Ich gebe dabey die Versicherung, daß ich selten etwas der mündlichen Erzählung nachschreibe, am allerwenigsten aber meine Zuflucht zur Erdichtung nehme. Das meiste, was ich zusammen geschrieben habe, ist aus allerhand gedruckten Büchern genommen, die ich nicht angeführt habe, um mir keine gelehrtere Mine, als mein Vorgänger, der Abt **Raynal**, zu geben, und deren Verfasser allenfalls dafür stehen müßten, wenn man mich fragte, ob auch alles wahr sey, was ich erzähle. Geschrieben zu Leipzig, den 3 October, 1764.

J. A. Hiller.

Anecdoten
von berühmten
Gelehrten.

I.

Franciscus de Salignac de la Mothe Fenelon.

Die Lebensbeschreibung des gottseligen Erzbischofes Fenelon, welche der Herr von Ramsey ohne Anzeigung seines Namens herausgegeben hat, (siehe unten Ramsey,) wird zwar von einigen der Partheylichkeit beschuldiget, behält aber doch ihren großen Werth. Ramsey ist bis ins fünfte Jahr mit dem seligen Erzbischofe umgegangen, hat desselben

vertraute Freundschaft genossen, und nach seinem Tode alle seine Handschriften im Original bekommen, ist über dieses ein Mann, dessen redliche Aufrichtigkeit und Zuverläßigkeit nicht kann in Zweifel gezogen werden: könnte man also wohl einen bessern Lebensbeschreiber des ehrwürdigen Fenelons wünschen, als ihn? Es ist wahr, die große und billige Hochachtung, welche er für seinen Gönner und Wohlthäter geheget, hat ihn gedrungen, von demselben lauter rühmliches zu erzählen, und seine Fehler zu übergehen. Allein, dadurch hat er niemanden überreden wollen, als ob sein **Fenelon** sowohl in Ansehung des Verstandes, als Willens, ein ganz vollkommener Mann gewesen. Genug, wenn man den Erzbischof **Fenelon** im ganzen Zusammenhange aller seiner Lebensumstände, und den Umfang seines gesammten Verhaltens betrachtet, so kann man nicht anders von ihm urtheilen, als daß er ein rechtschaffener und verehrungswürdiger Mann gewesen, und so stellet ihn uns auch **Ramsey** in seiner Histoire de la vie de Messire François de Salignac de la Mothe-Fenelon vor. Er ist zu seiner Hochachtung für den gottseligen Erzbischof nicht blindlings und auf einmal gekommen: er hat sich vielmehr eine geraume Zeit mit Zweifeln an desselben Aufrichtigkeit geschleppet, und ihn nicht gleich für denjenigen erkannt, für den er ihn nachher aus gewisser Ueberzeugung und eigener Erfahrung gehalten. Alles dieses macht ihn

zu einem desto zuverläßigern Zeugen von dem vortrefflichen Charakter des ruhmwürdigen Fenelons, den über dieses desselben Schriften genugsam bestätigen. Das einzige, was dem Herrn Ramsey sowohl, als unzähligen andern, in dem Verhalten des Erzbischofes anstößig gewesen ist, und einen jeden noch jetzt stutzig machen kann, ist, daß Fenelon seine Lehrsätze der Heiligen vom innern Leben, (Maximes des Saints sur la vie interieure,) nachdem sie vom Papst Innocentius XII. auf unabläßiges Anhalten des Bischofes Bossuet als irrig verdammt worden, selbst öffentlich verworfen, und die päpstliche Verurtheilung derselben vollkommen und ohne Ausnahme und Einschränkung genehm gehalten, s. Histoire de la vie de Mr. de Fenelon, S. 70-72. Einige sehen dieses als ein politisches Betragen an, dadurch er sich klüglich in Zeit und Umstände geschickt, um größern Verdrießlichkeiten zu entgehen; andere betrachten es als eine feige Furchtsamkeit, und noch andere als eine grobe Heucheley: insgesammt aber glauben sie, Fenelon sey in seinem Herzen ganz anders gesinnet gewesen, als er mündlich und schriftlich vorgegeben. Andere hingegen haben dieses sein Verhalten als ein Zeichen seiner Großmuth, seiner Liebe zum Frieden, und seiner ehrerbiethigen Unterwerfung unter den Ausspruch der Kirche, deren Haupt der Papst ist, angesehen, bewundert und gerühmet. Fenelon selbst bezeugete dem Herrn

Ramsey in besondern Unterredungen, daß sein Wiederruf wahrhaftig aufrichtig gemeynet sey; wie aus der Histoire de la vie de Mr. de Fenelon, S. 74 und 119, auch aus demjenigen erhellet, was ich hernach unter dem Artikel Ramsey erzähle.

Mündlich hat Herr Ramsey dasjenige, was dieser Sache wegen zwischen ihm und dem seligen Fenelon vorgefallen sey, folgendergestalt erzählet. Er habe sich ehemals nach vielen Bedenklichkeiten die Freymüthigkeit genommen, dem ehrwürdigen Fenelon zu verstehen zu geben, daß er sich an ihm in einer gewissen Sache stoße. Der Erzbischof habe mit der größten Liebe zu ihm gesaget: Spreche Er nur frey, mein Sohn! und ihn dadurch veranlasset, seine Zweifel ihm offenherzig zu entdecken, und mit diesen Worten zu beschließen: Mit einem Worte, Monseigneur! ich beschuldige Sie in meinem Herzen, daß Sie entweder sehr schwach, oder sehr falsch seyn. Fenelon habe hierauf sehr demüthig geantwortet: Schwach kann ich ganz wohl genennet werden: aber Gott giebt mir Gnade, nicht falsch zu seyn.

„Hiernächst habe er ihm erzählet, daß er „über die Materie, de amore puro, ein großes „Buch zusammen geschrieben, und die Zeug„nisse aller Kirchenväter und anderer alten „Scri-

„Scribenten von dieser Materie darinnen zu„sammen getragen, durch den Bischof von „Meaux aber, vermuthlich in widriger Ab„sicht, ersuchet worden sey, aus dieser großen „Sammlung bloß einen dogmatischen Auszug „zu machen. In diesem Auszuge nun, wel„cher unter dem Titel: Maximes des Saints, ge„druckt worden, sey von den Ausdrücken der „Kirchenväter und alten Schriftsteller vieles „mit eingeflossen, welches sie im Affect der gött„lichen Liebe, aus dem Ueberflusse ihres Her„zens geschrieben, in welchen Umständen man „die Ausdrücke nach der dogmatischen Strenge „so genau nicht ausmesse. Da nun aber die „Maximes des Saints ein dogmatisches Buch „seyn sollen, so habe der Papst Fug und Recht „gehabt, solche darinnen enthaltene Ausdrücke „als unrichtig zu verwerfen, und er habe sich „schuldig erachtet, seinen Fehler zu erkennen. „Gleichwie aber der Papst die Lehre selbst, und „die zu deren Behauptung von ihm herausge„gebene Streitschriften niemals verdammet: „also habe er, Fenelon, diese Lehre auch nie„mals fahren gelassen, noch dazu einige Ursa„che gefunden; doch aber, um seiner Feinde „willen, freylich alle Vorsichtigkeit gebrauchet.“ Ich will bey dieser Gelegenheit, aus dem Original eines fenelonischen Briefes an eine gewisse Herzoginn, folgenden Auszug hieher setzen. Er schreibt:

On retombe toujours dans son centre par l'acquiescement à tout ce qui nous depossede de notre propre coeur. On se livre à Dieu, ne se reformant plus en soi, et n'osant plus s'y fier. Alors tout devient peu à peu recueillement, silence, dependance de la grace pour chaque moment, et vie interieure en mort perpetuelle. En cet état on ne possede plus rien de tout ce qu'on voit, et on retrouve en Dieu avec l'union la plus simple et la plus intime tout ce qu'on croyoit avoir perdu. Voila, ma bonne Duchesse, ce qui me vient de l'abondance d'un coeur penetré. Das ist:

„Man fällt täglich in seinen Mittelpunct „zurück durch Bewilligung alles desjenigen, „was uns von unserm eigenen Herzen ab„treibt. Man überläßt sich an Gott, wenn „man seine Besserung nicht mehr in sich „selbst suchet, und es nicht mehr waget, sich „darauf zu verlassen. Hierauf entstehet „ganz ein Einkehren in sich selbst, eine Stille „und ein Abhangen von der Gnade auf jeden „Augenblick, und ein inneres Leben in einem „beständigen Sterben. In solchem Zustan„de besitzet man nichts mehr von allem dem„jenigen, was man siehet, und man findet „in Gott, vermittelst der aufrichtigsten und „vertrautesten Verbindung, alles dasjenige, „was man glaubet verloren zu haben. Se-

„hen

„hen Sie, meine gute Herzoginn! dieses „ists, was bey mir aus dem Ueberflusse „eines gerührten Herzens fließet.“

Von der wahren Politesse, welche aus der Liebe und Demuth fließet, ist der Erzbischof Fenelon ein rechtes Muster gewesen. Was Herr Ramsey S. 167 davon schreibt, kann ich mit einem von ihm mündlich angeführten Beyspiele erläutern.

Es speiseten eines males zween deutsche Officiers bey ihm, welche nach ihrer Landesgewohnheit die Gläser voll einschenketen, hoch aufstunden, und seine Gesundheit zugleich trunken. Als der Erzbischof wahrnahm, daß einige mitspeisende junge Franzosen sich darüber aufhielten, ließ er sich gleich ein Glas Wein geben, und stattete gegen die guten Deutschen seine Danksagung auf eben die Weise ab. Denen Franzosen ertheilete er nachgehends in seinem Cabinette eine väterliche Ermahnung, und zeigete ihnen, daß zwar Tugend und Laster bey allen Nationen nach einerley Grundsätzen beurtheilet werden müßten, die Art und Weise aber, seine Liebe äußerlich jemanden zu erkennen zu geben, gleichgültig und sehr mannichfaltig, folglich es eine übertriebene Eigenliebe sey, in solchen Sachen seine Landesmanier als eine allgemeine Regel anzusehen, und was davon abwiche, für lächerlich zu halten.

Von seinem Ernste, die eingeschlichenen Misbräuche abzuthun, hat Herr Ramsey folgende Geschichte mitgetheilet. Es sey in der cambrayischen Diöces eine uralte böse Gewohnheit und gleichsam eine Religionshandlung gewesen, daß am Charfreytage etliche Kerle von Cambray ausgeritten, auf den benachbarten Dörfern herum geschwärmet, und in Absicht auf die letzten Worte Christi am Kreuze, ausgerufen: **Mich dürstet, mich dürstet!** da dann die Bauren diesen Reutern dermaßen häufig zu trinken gebracht, daß sie sich berauschet, die größten Ausschweifungen vorgenommen, und Abends als rasende Leute nach der Stadt zurück gekommen. Weil nun keine bischöfliche schriftliche Verbothe helfen wollen: so habe der Erzbischof sich in Person zu gedachter Zeit aufs Dorf begeben, und durch mündliche Bestrafungen und Ermahnungen diesem Unwesen ein Ende gemacht.

Wie zärtlich er von seinem ehemaligen Untergebenen, dem Herzoge Ludewig von Bourgogne, der 1712 als Dauphin starb, geliebet worden, und wie sehr er auch denselben wieder geliebet habe, solches ist aus der ramseyischen Lebensbeschreibung bekannt, in welcher S. 191 ein zärtlicher Brief des Prinzen an ihn, und S. 192. f. ein nicht weniger zärtlicher des Erzbischofes an den Prinzen, zu finden ist. Als man den Herzog verschiedener Feh=

Fehler beschuldigte, die er 1708 bey dem vor Ryssel oder Lille geführeten Commando begangen haben sollte, hielt ihm der Erzbischof dieselben in einem Briefe freymüthig vor, worauf die dem Herrn Ramsey unter den fenelonischen Briefschaften im Original zu Theil gewordene Antwort des Herzoges ungefähr so lautet: Mein lieber Erzbischof! es ist wahr, daß ich diesen und jenen Fehler begangen: aber in Ansehung dieses und jenes bin ich unschuldig. Ich kenne diejenigen, die mich verklaget haben: aber das Unrecht, so sie mir anthun, soll mich nicht abhalten, ihnen nach ihrem Talente Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Zum Beschlusse will ich noch einen Brief gedachten Herzoges an Fenelon aus dem Originale mittheilen, welcher am ersten May 1708 geschrieben ist.

Je suis ravi, mon cher Archeveque, que la campagne, que je vais faire en Flandres me donne lieu de vous embrasser, et de vous renouveller moi-même les assurances de la tendre amitié, que je conserverai pour vous toute ma vie. S'il m'avoit été possible, je me serois fait un plaisir d'aller coucher chez vous, mais vous sçavez qu'il y a des raisons, qui m'obligent à garder des mésures, et je croi, que vous ne vous en formali-

maliserez point. Je serai demain à Cambray sur les neuf heures; j'y mangerai un morceau à la poste, et je monterai ensuite à cheval, pour me rendre à Valenciennes. J'espére vous y voir et vous y entretenir sur diverses choses. Si je ne vous donne pas souvent de mes nouvelles, vous croyez bien que ce n'est pas manque d'amitié et de reconnoissance; elle est assurement telle, quelle doit être.

Louis.

Auf deutsch:

„Mein lieber Erzbischof! ich freue mich, „daß der Feldzug, welchen ich in Flandern „thue, mir Gelegenheit giebt, Sie zu umarmen, und Ihnen selbst die Versicherungen meiner zärtlichen Freundschaft zu erneuren, welche ich Lebenslang für Sie hegen werde. Wäre mir es möglich gewesen, so hätte ich mir das Vergnügen gemacht, bey Ihnen zu schlafen: aber Sie „wissen wohl, daß Gründe vorhanden sind, „die mich verpflichten, Maaß zu halten, „und ich glaube auch, Sie werden nicht böse darüber werden. Morgen um neun „Uhr werde ich in Cambray seyn, da werde „ich auf der Post einen Mund voll essen, und „alsdann sogleich zu Pferde steigen, um „mich

„mich nach Valenciennes zu begeben. Ich „hoffe Sie daselbst zu sehen, und mich mit „Ihnen von verschiedenen Sachen zu unter- „reden. Wenn ich Sie nicht oft von mei- „nen Umständen benachrichtige, so wissen „Sie wohl, daß solches kein Mangel der „Freundschaft und Erkenntlichkeit sey; denn „die ist gewißlich so beschaffen, wie sie „seyn soll.“

Ludewig.

Der Herr von Loen hat den Charakter des seligen Erzbischofes recht gut geschildert. Man findet diese Abschilderung in seinen gesammleten kleinen Schriften von Kirchen- und Religionssachen, die Osterländer zu Frankfurt und Leipzig 1751. in 8. herausgegeben, S. 223. f. Eben derselbe hat auch eine deutsche Uebersetzung der fenelonischen Lebensschreibung zum Drucke befördert. *)

Der Herr Hofrath Buder saget in seinem neuesten gelehrten Staate von Frankreich (1724.) S. 94. Der Verfasser von der Introduction à la philosophie, ou de la connoissance de soi même, wäre Mr. Cambray, Präceptor des Herzoges von Bourgogne seiner Prinzen. Hierbey ist zu merken:

1) Daß der Autor dieses Buches kein anderer sey, als der Herr Salignac de Fenelon, vor-

vormaliger Erzbischof von Cambray. Es scheinet aber, als wenn der Herr Professor von diesem Cambray ein nomen proprium mache. Denn, ob man zwar zuweilen in Frankreich die Erz- und Bischöfe von ihren Bißthümern Monsieur oder Monseigneur un tel, z. E. Mr. de Rheims, Mr. de Meaux, Mr. d'Avranches u. s. w. nennet, so ist doch solches nicht anders gebräuchlich, als nur in der täglichen Conversation. Aber vor Bücher, Schriften und ihre so genannten Mandements pastorales haben sie nie anders, als ihre rechte Namen, und die voll ausgesetzet. Auch hätte es überdem hier heißen müssen: Mr. de Cambray, und nicht so schlecht weg Mr. Cambray.

2) Ist der Herr de Fenelon nicht der Prinzen des Herzoges von Bourgogne, sondern dieses Herzoges selbst und seiner beyden Brüder, der damaligen Ducs d'Anjou und de Berry, Präceptor gewesen; wie solches aus dem Titelblatte von verschiedenen seiner Bücher, und unter andern aus dem bekannten Telemaque, erhellet. Denn der Herzog von Bourgogne hat zwar drey Prinzen gehabt, der älteste aber von ihnen hat nicht einmal ein Jahr, und der zweyte kaum fünf Jahr erreichet; der dritte ist der heutige König, welcher damals noch unter der Aufsicht des Frauenzimmers gewesen, als der Herr von Fenelon gestorben. Mithin hat derselbe nicht dieser dreyen Prinzen Präceptor seyn können.

Es

Es sey mir erlaubt, zum Beschlusse dieses Artikels noch eine Stelle aus einem eben nicht so sehr bekannten Buche, welche den berühmten Fenelon betrifft, herzusetzen. Es schreibet der Comte *Gordon de Percel* in dem Usage des Romans, Tom. I. c. V. p. 276.

Mr. de *Fenelon*, Archeveque de Cambray, avoit chez lui des jeunes Seigneurs, fils de deux de ses amis; ils tiroient plus d'avantage, plus de profit du badinage & de l'amusement de ses recréations, que six maitres n'auroient fait de toutes leurs instructions pesantes & mesurées; il leur inspiroit tout ce qu'il vouloit de grand, d'utile, d'instructif, d'agréable, même par le seul enjouement d'un récit enfantin; et cette jeunesse vouloit toujours être auprès de lui.

„Der Herr de Fenelon, Erzbischof zu „Cambray, hatte einige junge Herren, die „Söhne zween seiner guten Freunde, immer „um sich. Die Freude, die er sich mit ih„nen machte, war ihnen nützlicher, als sechs „Lehrmeister mit ihren schwerfälligen und ab„gezirkelten Lectionen. Er brachte ihnen „alles Große, Nützliche, Lehrreiche und Ange„nehme bloß durch muntere und den Kindern „gefällige Erzählungen bey, so, daß diese „junge Leute beständig um ihn zu seyn „wünscheten."

*) Diese Lebensbeschreibung ist keine Uebersetzung, sondern aus verschiedenen Nachrichten zusammen gezogen; doch hat Ramsey dazu den meisten Stoff gegeben.

II.

Jacob Joseph du Guet.

Von dem Abbe dů Guet, welcher die bekannte Institution d'un prince geschrieben, wurde erzählet, daß derselbe in der Conversation eben so lebhaft und lehrreich gewesen, als er in seinen Büchern sey. Herr Rollin meldet von ihm, daß, als er Rector eines zur Universität gehörigen Collegiums werden sollen, er den Abt Guet darüber um Rath gefraget, und ihm alle dabey vorkommende Schwierigkeiten vorgestellet, welche derselbe auch vollkommen begriffen, nichts desto weniger aber gesaget: Es liegt nichts daran; es kömmt nur darauf an, daß Sie wissen, Jesus Christus wolle Sie dazu haben; alsdann wird er alle Schwierigkeiten wegnehmen. In der That wären auch alle die Schwierigkeiten, ohne sein Zuthun, in kurzer Zeit gehoben, und sey also das Amt von ihm angetreten worden. Da nun dieses sein Amt unter andern auch erfordert, den jungen Leuten einen theologischen Unterricht zu ertheilen: so habe er den Abt Guet auch darüber zu Rathe gezogen,

gen, wie solcher Unterricht am nützlichsten eingerichtet werden könne. Derselbe habe ihm angerathen, die Bibel selbst zum Grunde zulegen, und solche durchzugehen. Darüber sey er sehr erschrocken, und habe offenherzig bekannt, daß er die Bibel nicht verstehe, folglich sie seinen jungen Leuten schlecht erklären, und noch schlechter sie zur Anwendung anweisen würde. Dadurch sey der Abt veranlasset worden, mit ihm und dem Abte d'Asfeld, und noch ein Paar andern redlichen Freunden, die Bibel von vorne bis hinten durchzugehen, und ihnen zum Unterrichte anderer nöthige Anweisungen zu geben, welches denn einen großen Segen gehabt, und ihm die Augen erst geöffnet. Er, Rollin, habe den gesammleten Honig seinen jungen Leuten wieder eingeflößet, der Abt d'Asfeld aber damals gewisse Conferenzen gehalten, welche von sehr vielen Leuten, beyderley Geschlechtes, häufig besuchet worden, da er ihnen das Gelernete nach seiner unvergleichlichen Gabe so schmackhaft und unvergleichlich vorgetragen, daß sie sich nicht satt hören können. Ueberhaupt habe er dem Abte Guet für seine Person in der biblischen Erkenntniß alles, dem Abte d'Asfeld aber vieles, zu danken. *)

*) Sein Leben steht in Nicerons Nachrichten von Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, V Theil. Seine Institution d'un prince, ou traité des qualites, des vertus et des devoirs d'un souverain, besteht

steht aus vier Theilen in 8., die zu Leiden 1739 herausgekommen. Er schrieb sie auf Bitte des Arsene de Parasa, Abts zu Tamiers, seines guten Freundes, welchen der Herzog von Savoyen und nachmaliger König von Sardinien, Victor Amadeus, um ein solches Werk für seinen Sohn, den Prinzen von Piemont, ersucht hatte. Der Abt von Tamiers mußte den Namen dazu hergeben, und des Guets seinen ganz verschweigen; daher, als der Herzog 1715 in der Abtey Tamiers nun seinen Guet sprach, und ihn in vielen Sachen um Rath fragete, er doch nicht wußte, daß derselbe der Verfasser dieses Werkes sey. Man hat den Druck des Werkes schon 1733 zu Annecy in Savoyen angefangen, der Abt Guet aber, welcher seine Werke bey seiner Lebenszeit nicht wollte gedruckt wissen, fand Gelegenheit, diesen Druck zu hindern. Er hat auch ein zu Paris gedrucktes Buch unter dem Titel: Principes de la foi chretienne, geschrieben. Die Institution führet seinen Namen nicht.

III.

Melchior de Polignac.

Der Cardinal Polignac war ein alter, aber noch lebhafter und sehr freundlicher Herr. Er trug einen schwarzen Rock mit seidenen Aufschlägen, eine rothe tuchene Weste und rothe Strümpfe, imgleichen Schuhe mit rothen Absätzen und rothen übergeschlagenen Laschen; über dem

dem Kleide aber hieng ein kurzer schwarzer seidener Mantel, worauf das silberne Kreuz vom heil. Geist-Orden gesticket war, wie er denn diesen Orden auch am Halse hängen, und eine rothe Calotte über der Perrüke auf hatte, welches alles die ordentliche Haustracht der parisischen Cardinäle ist. Sein Palast war durchgängig, sogar im Vorhofe und auf den Treppen, mit alten und andern kostbaren Stücken und Gemälden angefüllet. Die Alterthümer hat er in Rom mit Erlaubniß des Papstes ausgraben lassen. Eine Probe seiner Delicatesse, oder vielleicht auch wirklichen Demuth, giebt folgendes ab. Ein gewisser Secretär des fränkischen Kreises sammlete die eigenhändigen Handschriften der größten und vorzüglichsten Personen unserer Zeit, und hatte zu dem Ende einzelne Quartblätter, auf dem Schnitt vergoldet, und mit einem in Kupfer gestochenen Rahmen umgeben, verfertigen lassen, auf welchen Rahmen oben in einer Verzierung das Wort: Aeternitati, stund. Ein solches wurde dem Cardinal überreichet: er bedankete sich aber sehr höflich für die Ehre, welche man ihm anthun wollte, ihn unter die größten Leute zu setzen; fände aber seines Orts nicht, daß er in dieses Register gehöre. Schriebe er sich unter solche Leute ein, so würde solches ein eigenhändiges Bekenntniß seiner Eitelkeit seyn, ja, er könnte auch aus diesem Grunde von andern, die auf diese Blätter bereits geschrieben hätten, oder

noch schreiben würden, kein vortheilhaftes Urtheil fällen. Er nahm hierauf Gelegenheit, von der Eitelkeit des sonst von ihm groß geachteten Cicero zu reden, und erläuterte viele Stellen aus desselben Briefen und Reden mit so vielen historischen Umständen, und mit solcher Deutlichkeit, daß es ein Professor nicht besser hätte machen können. Zuletzt wurde diese Materie sogar mit einem Gespräche von der christlichen Demuth, und wie solche dem Menschen schwerer, als alles andere, ankomme, beschlossen; wobey der Cardinal viele Sprüche anführete, und seine Wissenschaft in der Schrift dadurch zeigete. Ein andermal sprach er umständlich und recht gründlich von der chinesischen Sprache und deren Beschaffenheit, imgleichen von der sclavonischen, und wie diese sich unter allerhand Nationen vertheilet, und von den Veränderungen verschiedener Völker. An einem andern Orte wurde von ihm erzählet, daß, als er einsmals bey der Duchesse du Maine gewesen, und im Scherze gefraget worden, ob man zwischen der Duchesse und einer Uhr wohl eine Vergleichung finden könne? der Cardinal solche Aehnlichkeit folgendermaßen ausgedrücket: La montre nous fait observer les heures; vous, Madame, nous les faites oublier. Bey der Tafel erklärete er sich einsmals über die Unfehlbarkeit des Papstes folgendergestalt: Pour les dogmes on sçait ce que c'est: mais pour les choses de fait, & pour tout le temporel,

rel, il se peut fort bien tromper; welches zu beweisen, er ein Paar Beyspiele anführete. Das Betragen des Königs Ludewigs des Heiligen brachte er auch als einen Beweis bey, daß ein Herr gut katholisch, und dennoch im Stande seyn könne, seine weltlichen Rechte gegen den Papst zu behaupten. Hernach zeigete er den Ursprung und Fortgang der zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich so lange Zeit hindurch gewesenen Uneinigkeit aus der Historie aufs allerschönste. Aus Gelegenheit der Unterredung urtheilete er: Ce que Bayle a voulu faire dans les dogmes de la religion, Machiavel a fait dans la morale des Princes. Ein andermal, da von der Jagd geredet wurde, nahm er Gelegenheit, die allgemeine widrige Meynung vom Nimrod zu widerlegen, als ob derselbe seine ungezähmte Jagdbegierde endlich auch an den Menschen ausgeübet habe, und dadurch der erste gewaltsame Conquerant geworden sey. Er erklärete die Worte, **vor dem Herrn**, so, daß Gott an seiner Jagd, dadurch er die schädlichen wilden Thiere ausgerottet, einen Wohlgefallen gehabt habe. Bey Gelegenheit erklärete er die Oligarchie für das allerschlimmste und schädlichste Staatssystem. Ueberhaupt war er im Umgange ungemein freundlich, und mehrentheils recht aufgeräumt und munter. Er starb 1741. Den Cardinalshut hatte er dem Prätendenten zu danken: man beschuldigt ihn aber in Rom, daß er sich dafür

nicht so erkenntlich erwiesen, als der Cardinal Tencin.

Des gelehrten Cardinals **Polignac** Gedicht: Anti-Lucretius, sive de Deo et natura libri novem, welches die Freygeister widerlegt, ist schön und berühmt, und nicht nur zu Paris gedruckt, sondern auch von **Breitkopf** zu Leipzig wieder aufgeleget worden. Man findet darinne den Geist des alten Dichters, aber mit mehrerer Zierlichkeit und Reinigkeit in den Versen, und mit mehrerer Richtigkeit in den Gedanken ausgedrücket.

Von dem Leben dieses großen und berühmten Cardinals findet man in der Vorrede des Herrn Professor **Gottscheds** zu desselben entworfenem Gedichte, Anti-Lucretius, sive de Deo et natura libri novem, welches 1746 zu Paris gedruckt, und 1748 zu Leipzig wieder aufgelegt worden, Nachricht. Der Cardinal hat dasselbe nicht ganz zu Stande gebracht, sondern desselben Vollführung und Fertigmachung zum Drucke dem gelehrten Abte Rothelin überlassen. Es ist ein heroisches Gedicht, welches nach dem Urtheile der besten Kenner den Versen des Virgils sehr nahe kömmt, und worinne der Verfasser die Gottheit und Religion als ein Philosoph wider die Atheisten, Zweifler und alle diejenigen mit blühender Feder vertheidigt, welche sich davon unanständige

Begriffe machen. Man verspüret in dem ganzen Gedichte, daß er ein starker Cartesianer sey; daß er aber auch in allen den Wissenschaften zu Hause gewesen, die einen Weltweisen machen und zieren können. Er mag z. E. reden vom Himmel oder von der Erde, von Menschen oder von Thieren, von Körpern oder von einfachen Dingen, so spricht er als ein Kenner der ganzen Natur. S. **Kraffts theol. Bibliothek** IV Band, S. 338 u. f.

B.

Er war ein schlauer Staatsmann. Man fürchtete ihn bey Hofe; auch ward er, während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, zu keinen Berathschlagungen gezogen. Man hielt ihn für verdächtig, daß er mit dem Hofe zu Rom in einem etwas allzuguten Verständnisse stünde. Sonst stunde es schlecht mit seinen affaires domestiques, wodurch er sich genöthiget sah, die Charge eines Maitre de la Chapelle du Roi zu verkaufen, um seine pressantesten Schulden zu bezahlen. Er wurde endlich in der Qualität eines königlichen Ambassadeurs nach Rom gesandt, allwo er bey einer gewissen Gelegenheit eines der brillantesten Festins gab; wodurch er aber aufs neue in schlechte Umstände gesetzet wurde. Er war einer der allergelehrtesten Prälaten, welche Frankreich gesehen hat; wie solches sein Anti-Lucretius beweist. Die **Marquise de Polignac**, seine Stief-

schwester, war zu meiner Zeit eine der schönsten Personen zu Paris; auch machte sie genug von sich sprechen.

N.

IV.

Eustachius le Noble.

Msr. le Noble, welcher verschiedene moralische Bücher, und unter andern eines, degout du monde betitelt, geschrieben, ist der gottloseste Mensch von der Welt gewesen. Denn er hat nicht nur vielen Betrug gespielet, und ist deswegen zu einer öffentlichen Abbitte und neunjährigen Landesverweisung verurtheilt worden, sondern hat auch mit einer gewissen Frau, la belle Epiciere genannt, in vieljährigem Ehebruche gelebet, und mit derselben drey Kinder gezeuget, die er noch dazu ihrem Manne als die seinigen aufdringen wollen, und darüber etliche Jahre Proceß geführet. Nachdem aber alle diese Gottlosigkeit an den Tag gekommen, ist seine Landesverweisung noch auf drey Jahre verlängert worden, er aber nach Verfließung der gesetzten Zeit wieder nach Paris gekommen, und hat endlich im siebenzigsten Jahre seines Alters in der allerbittersten Armuth sein Leben zu Paris beschlossen; wie er denn, gleich den

Bettel=

Bettelleuten, von den barmherzigen Brüdern begraben worden. Indessen hat er doch mitten im Laufe seiner Bosheiten das obgedachte Buch, dégout du monde, geschrieben.

V.

Renaud.

Pater Renaud, der beste katholische Prediger, so um das Jahr 1741 zu Paris gelebet, war dazumal fünf und dreyßig Jahr alt, langer Statur, ziemlich hager, und hatte ein aus Ernsthaftigkeit und Freundlichkeit sehr wohl vermischtes Ansehen. Er war einer der Peres de l'Oratoire, und seine Predigt, welche er am 9ten April von den Halbchristen hielt, war dem ersten Theile nach, der die Gefährlichkeit des Zustandes derselben abhandelte, sehr erbaulich; beym zweyten aber, in welchem er zeigete, wie gemein gleichwohl dieser Zustand sey, kam viel Katholisches und Abergläubisches vor.

VI.

Sallier.

Der Abt Sallier, Professor der hebräischen Sprache und Bibliothecarius der königlichen Bibliothec zu Paris, hat ein difficiles Gemüth, und zeiget den ihm anvertraueten Bücherschatz nicht gern. Er wurde aber mit Höflichkeit überwunden, und dahin gebracht, daß, ungeachtet am 14 Febr. 1741 des Carnewals wegen von den Unterbedienten der Bibliothec niemand vorhanden war, er sich doch die Mühe des Herumführens sowohl in den Zimmern der gedruckten Bücher, als der Handschriften, gab. Der Catalogus der Bibliothec (der ungefähr aus 94 bis 96000 gedruckten Büchern, und 30000 Manuscripten bestehet, und den gewöhnlichen Band roth maroquin mit güldenen Zierrathen hat,) wird wohl sechszehn bis achtzehn gedruckte Folianten ausmachen, davon aber nichts verkaufet, sondern bloß durch den König verschenket wird. Der Streit, ob das höchstrare Speculum humanae salutis mit beweglichen Buchstaben gedruckt, oder die Schrift gleich den Bildern in hölzerne Tafeln geschnitten und also abgedruckt sey, wollte er durch Ergreifung der Mittelstraße entscheiden, indem er vermeynete, Seiten von beyderley Sorten darinnen

innen anzutreffen, wovon er auch in dem gedruckten Catalogo eine eigene Anmerkung eingerücket: allein, dem Augenscheine nach, muß man für die hölzernen Tafeln mehr portiret seyn.

VII.

Carl Rollin.

am 18ten Febr. 1741. *)

Von dem achtzigjährigen, aber noch vollkommen muntern Rollin, wurde mit einer ungekünstelten und treuherzigen Freundlichkeit empfangen. Er hielt dafür, daß die Deutschen zu den schönen Wissenschaften nicht so aufgeleget wären, oder wenigstens sich nicht so stark darauf legten, als auf die recht gründliche und tiefe Gelehrsamkeit. König Friedrich II. von Preußen hat schon als Kronprinz viele Briefe mit ihm gewechselt, und ihm für seine Bücher oft gedanket. Er konnte desselben Briefe wegen der darinnen enthaltenen realen Sentiments und trefflichen Schreibart nicht genug bewundern, zeigete aber zur Probe mir seinen Glückwunsch zum Antritt der Regierung, und die darauf erfolgete Antwort. Jener fas-

*) Im September dieses Jahres ist, wie bekannt, Rollin gestorben.

sete viele gute und christliche Lehren für einen angehenden jungen Regenten in sich; diese war kurz und fieng sich ungefähr so an: Mr. *Rollin*, je trouve dans votre lettre les conseils d'un sage, la tendresse d'une nourice, et l'empressement d'un ami etc. und bald darauf hieß es: Vos avis, mon cher et venerable Rollin, me sont beaucoup plus utiles, que les compliments faux et souvent insipides des flatteurs. Den Schluß machete das lateinische Wort: Vale. Eine Abschrift davon wollte er nicht bewilligen. Er versicherte, zu dem Könige eine recht zärtliche Zuneigung zu haben, um so viel mehr aber 1) wegen des schlesischen Vornehmens, 2) wegen des Antimachiavel embarrassirt zu seyn. Jenes gienge ihn zwar eigentlich nicht an, in dem gedachten Antimachiavel aber fände er zwo Stellen, die ihn gewaltig anstößig wären, nämlich die eine, in welcher die Patriarchen für Jäger und daher für Müßiggänger und dumme Leute ausgegeben würden, und die zweyte, da es hieße: On peut faire l'amour comme Louis XIV. mais il ne faut imiter ni Neron, ni David. Wobey er sich nicht genug wundern konnte, wie Ludewig XIV. zum Muster einer zuläßigen Liebe gemacht werden können, da er sogar mit der Montespan im offenbarem Ehebruche gelebet. Er nahm sich vor, den König zu veranlassen, daß er sich darüber erkläre, auch zu wissen, ob man dergleichen Dinge auf seine, oder des Voltaire Rechnung

nung zu setzen habe. Er stehet täglich um fünf Uhr auf, um seine römische Historie fortzusetzen. Daß man ihn von der Universität nebst andern redlichen Leuten, welche die Constitution nicht annehmen wollen, ausgejaget, solches schätzete er sich für eine besondere Ehre. Als er eines males in der Gesellschaft einiger deutschen Standespersonen war, so freuete er sich, aus den vorfallenden Gesprächen bey den deutschen jungen Herren mehr Realität zu verspüren, als bey seiner Nation, und pries denselben sonderlich das gründliche Studium der biblischen Historie an, als ohne welche die Bibel nicht recht verstanden werden könnte, darauf sich doch die Protestanten vor andern legeten. Als von einem redlichen Manne geredet wurde, der aber ein Molinist war, versicherte er, allen erlittenen molinistischen Drangsalen ungeachtet, unparteyisch zu seyn, und einen rechtschaffenen Molinisten eben so gut, als einen Jansenisten, zu lieben. Souvent, setzete er hinzu, il y a un mur entre l'esprit et le coeur. L'esprit ne pense pas bien, mais la pratique du coeur est bonne. „Das ist: Oft ist eine Mauer zwischen „dem Verstande und dem Herzen. Der „Verstand denket nicht recht, aber die „Art und Gewohnheit des Herzens ist „gut." Er wurde gefraget, ob er nicht von den Protestanten eben so urtheile? und seine Antwort war: Ach! wie wünschete ich, daß ich solches thun könnte! Von dem Abte Guet

sagete

sagete er, daß er sein besonders guter Freund gewesen, und von ihm zur Schreibung manches Buches sey ermuntert worden. *)

Von seinen Büchern erzählete er, daß er sich keinen öffentlichen Beyfall davon versprochen, und sich deswegen anheischig gemacht habe, den Buchführer, der den Verlag seiner ersten Schrift übernommen, schadlos zu halten, im Falle dieselbe nicht abgienge. Die Frau des Buchführers, welche viel Verstand gehabt, und die Handschrift gelesen, habe ihrem Manne ein Herz zugesprochen, und ihn zum Verlage überredet, dafür dieser ihr nunmehr verpflichtet sey. Er hatte zwey Originalbriefe des Königs von Preußen zu sich gestecket, welche er vorlas und ungemein bewunderte. Ihr Inhalt lief mehrentheils auf Rollins Lob hinaus, und die Erklärung, welche er selbst bey diesen Stellen machete, schmeckete sehr nach der Ichheit. Er führete sogar mit großem Wohlgefallen einen französischen Lobspruch an, welcher unter seinem in Kupfer gestochenen Bildnisse zu finden; und wir hatten also Gelegenheit, an diesem sonst ehrwürdigen Manne uns der menschlichen Schwachheit zu erinnern. Sonst erzählete er, daß, ungeachtet er sich der Bulle Unigenitus an der Spitze von hundert Doctoren öffentlich widersetzet, und jedermann geglaubet, daß er nicht

*) Vergl. oben Num. 2. du Guet.

nicht mehr nach Hofe werde kommen dürfen: so habe ihn dennoch der Herzog von Orleans zu derselben Zeit wöchentlich einmal nach Versailles kommen lassen, um dem Unterrichte des Herzoges von Chartres beyzuwohnen. Ja er habe gleich nach solcher seiner öffentlichen Widersetzung, dem Cardinal Fleury eines von den damals gedruckten Büchern überreichet, welches derselbe auch wohl aufgenommen, und zu ihm sehr freundlich gesaget: Ich begreife nicht, wie Er es anfängt, Herr Rollin, daß Er uns in so kurzer Zeit so viele Bücher, und noch dazu so gute Bücher, giebet; worauf er dem Cardinal geantwortet: Und ich weis nicht, wie Ew. Eminenz es anfangen, daß, da Sie die Staatsgeschäffte von ganz Europa unter Dero Händen haben, Sie dennoch Rollins Bücher lesen. Der Cardinal sey darauf recht aufgeräumt gewesen, und habe zu einem Vertrauten, der neben ihm gestanden, in Absicht auf die Constitutionssache lächelnd, gesaget: Bekehren Sie mir den Herrn Rollin; worauf er, Rollin selbst, die Antwort gegeben: Ew. Eminenz wissen gar wohl, daß Rollin nicht bekehret werden kann. In seinem Hause wohnete er wie in einer Einsiedeley. Seine Hausgenossen bestunden in einem Domestiken und einer Haushälterinn, welchen er die ganze Wirthschaft überließ, und wenn er außerhalb Hauses speisete, weiter für nichts zu sorgen hatte, als daß diese gute Leute sich an nothdürftiger Spei-

se nichts abgehen ließen. Sein Domestik hatte seine Studia, und er war ganz ungemein mit ihm zufrieden, ließ ihn auch, wenn er allein speisete, mit sich essen. Als er auf Verlangen seine Bibliothec zeigete, so entschuldigte er die nicht starke Anzahl der Bücher damit, daß er niemals Willens gewesen, und erst sehr spät angefangen, ein Schriftsteller zu werden, folglich auch wenig Werkzeuge angeschafft. Seine tägliche Hausandacht mit seinen Hausgenossen bestund darinn, daß sie Abends einander wechselsweise aus den Schriften des Nicole etwas vorlasen. Als wir ihn ein andermal besucheten, bezeigete er seine große Liebe zu uns, aber auch seine Betrübniß, daß wir nicht in der wahren Kirche wären. Er suchete uns darauf die unumgängliche Nothwendigkeit eines äußerlichen Hauptes in der Kirche begreiflich zu machen, wir hielten ihm aber sogleich den schlechten Nutzen davon bey jetzigen Kirchenunruhen in Frankreich vor; worüber er sehr seufzete und zugleich verwirret wurde, auch um Vergebung bat, daß er, da er kein Gottesgelehrter sey, von solchen Sachen gesprochen. Indessen bat er doch, in dieser wichtigen Sache bey anderen Verständigen rechten Unterricht zu nehmen. Es kam noch Verschiedenes vor, welches seine Schwäche in der polemischen Theologie verrieth, die er auch nicht leugnete, und versicherte, daß, sobald er seine angefangene Werke zu Ende gebracht, sein Fleiß allein auf

die

die Bibel und Kirchenhistorie gerichtet seyn solle. Die Stärke seiner bisherigen historischen Schriften setzete er darinn, daß, wo er Gelegenheit zu einer guten Sittenlehre oder anderen angenehmen Anmerkung, gefunden, er dieselbe vortheilhaft gebrauchet.

VIII.

Abt d'Asfeld.

Der Abt d'Asfeld stellete, seinem Aussehen nach, das Bild eines höchstliebreichen Vaters vor, da hingegen sein Bruder, der Marschall und Ritter vom goldenen Vließe, aus seinem hageren Gesichte eine martialische Freundlichkeit hervor leuchten ließ. Der Abt wunderte sich, daß wir zum Theile seine Schriften in Deutschland gelesen, freuete sich aber auch, daß er mit seinem geringen Talente in der Fremde Nutzen schaffen könne. Sein Büchlein, von der Lesung der heil. Schrift, soll, dem Grunde nach, dem Abte Guet zuzuschreiben seyn.

IX.

Pontedera.

Den Pontedera, Professor der Botanik zu Padua, hörete ich in dem dasigen medicinischen Garten einen botanischen Unterricht ertheilen, wobey er nicht nur jeder Pflanze, sondern auch deren Samen, Blüthe und Frucht auf das deutlichste anwies und vorzeigete, auch sodann unter die Zuhörer, deren etwa zwanzig seyn mochten, austheilete. Die Lectionen werden zu Padua, wie leicht zu erachten, alle lateinisch gehalten, und bezahlen die Studenten keinen Heller, wenn gleich der Professor privatim in seinem Hause lieset. Auf die erste Anrede des Professors: auditores ornatissimi! antworteten sie alle: viva! viva! da denn die Lection ihren Anfang nahm; und soll dieses gelehrte Feldgeschrey hier in allen Lectionen gebräuchlich seyn, um damit anzudeuten, daß sie den Lehrer hochachten, und ihn geduldig hören wollen. Der botanische Garten ist zwar nicht groß, aber recht artig eingerichtet, und deswegen merkwürdig, weil er auf den europäischen Universitäten der erste gewesen, und die andern botanischen Gärten alle nach diesem Muster angeleget werden.

X.

Morgagni.

Der große Zergliederer, Morgagni, zu Padua, war 1741 61 Jahr alt, und zeigete uns viele schöne praeparata. Z. E. eine arteriam pulmonalem mit vier valuulis, da dieselbe ordentlicher Weise nur drey zu haben pfleget; die Sceleta ungeborener Kinder von sechs Wochen an bis gegen die Zeit der Geburt; die ganze Osteologie des menschlichen Ohres in sehr vielen Stücken, so, daß auch nicht das kleineste Knöchlein fehlet. Er ist ein besonderer Freund vom Heister und Hofmann, welche er beyde sehr rühmete.

XI.

Benedict XIV.

Papst Benedict der Vierzehente, ehemaliger Cardinal Prosper Lambertini, kann mit allem Rechte unter die Gelehrten gezählet werden, weil er schon als Cardinal ansehnliche Werke drucken lassen, die, nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, vermehreter und prächtiger

tiger wieder aufgeleget werden. Die gelehrte Zeitungen und periodische Schriften geben Nachricht genug davon. Von seinen Lebensumständen findet man etwas in den genealogisch-historischen Nachrichten, Th. XIV. S. 105 f. im Jahr 1740 und in den Actis hist. ecclesiast. Band IV. S. 1058 bis 1068, und von seiner Gelehrsamkeit und Aufführung verdienet der Herr Prof. von Windheim in seinen Observat. theol. lit. ad Benedicti XIV. pontificis —— ad episcopum Augustanum epistolam gelesen zu werden. Er war am 31 März 1675 geboren, etwas kleiner untergesetzter Statur, hatte schlechte ins Graue fallende Haare, ein vollständiges Gesicht, mehr kleine als große Augen; war von munterem, lebhaftem und recht gutem Temperamente, und ein geschickter Redner. Den Schnupftabak liebete er sehr stark, führete aber bey gottesdienstlichen Verrichtungen die Dose nicht selbst bey sich, sondern sein Ceremoniarius trug sie nebst dem Schnupftuche in der Tasche, und reichete ihm beydes auf Verlangen mit einer Kniebeugung dar, empfieng es auch nach dem Gebrauche wieder zurück. Man hat einsmals in der Vesper, welche den Tag vor Weihnachten in der päpstlichen Kapelle gehalten worden, bemerket, daß er während solcher gottesdienstlichen Handlung sich die Dose zweymal geben lassen, und sie selbst geöffnet, ungeachtet sich sonst der Papst in solchen Umständen fast bloß leidentlich verhalten, und alles

mit

mit sich machen lassen muß, so, daß er, außer dem Gehen und der Ertheilung des Segens, weder Hand noch Fuß rühret. Die weltlichen Regierungssachen soll er wenig oder gar nicht verstanden haben, weil er sich immer nur auf Kirchensachen geleget, und niemals in Nunciaturen und Staatsgeschäfften gebrauchet worden. Man erzählet in Rom, daß er in jüngern Jahren, da er noch Consistorialadvocat gewesen, sich bey der Carnevalszeit immer als einen Doctor maskirt, und auf der Straße seinen Lehrstuhl aufgeschlagen habe, um die Vorbeygehenden nach Befinden mit mancherley satyrischen Lehr- und Strafpredigten zu unterhalten, da denn diese Maske ungemeinen Zulauf und Beyfall gefunden. Als Papst soll er diesen Lustbarkeiten, die in Rom von der ungezogensten und ausschweifendsten Art sind, feind, und sie ganz abzuschaffen Willens gewesen seyn: man hat ihm aber das Misvergnügen des Volkes, so daher zu besorgen wäre, so gefährlich vorgestellet, daß er es bey der alten Gewohnheit bewenden lassen. Gelegentlich wurde auch erzählet, daß er noch als Cardinal das bekannte Officium des Papstes Gregorius VII. welches dem Breviario Romano einverleibet worden, und darüber vor mehreren Jahren in Frankreich und Deutschland so viele Bewegung entstanden, durchaus ins Breviarium nicht eingerücket wissen wollen: die übrigen Cardinäle aber hätten solche Einrückung beschlossen, als er einmal

einer Reise wegen abwesend gewesen. Zu gewissen Zeiten und bey gewissen feyerlichen gottesdienstlichen Handlungen wird der Papst bekannter maßen auf einem Tragestuhle auf den Schultern und über ihn von Prälaten ein Himmel getragen. Man saget, Benedict XIV. habe sich anfangs dazu nicht entschließen können, weil es ihn bestürzt gemacht, ihm auch jemand prophezeyet, daß er durch einen Fall Schaden nehmen werde, welches aber doch unsers Wissens nicht eingetroffen ist. Sein Kapellan und Hausprälat, Bouchet, schilderte ihn also: daß an ihm keine Ader von Hochmuth, von Nepotismus und Eigennutze sey; meynete auch, daß, wenn man diese drey Stücke bey einem Geistlichen fände, so könne man die Augen zudrücken, und getrost sagen: Sehet da einen ehrlichen Mann. Durch seine große Freundlichkeit erwarb er sich eine allgemeine Liebe. Er bewies dieselbe gegen Katholische und Unkatholische. Ein gewisser ansehnlicher Reichsgraf, welcher 1741 durch Italien reisete, wurde veranlasset, sich nebst seinen Cavaliers dem Papste präsentiren zu lassen: er ließ ihm aber vor der Audienz durch den Cardinal Tencin erklären, er sey ein Lutheraner, und ehre den Papst nicht anders, als einen weltlichen Fürsten, betrachte also das bey der Audienz gewöhnliche Ceremoniel der Kniebeugung und des Fußkusses nicht anders, als ein Hofceremoniel, welches ein jeder Fürst nach seinem Gutfinden einrichte. In

sofern

sofern lasse er sich dasselbe ohne Bedenken gefallen, sondere aber alle Religionsabsicht ganz und gar davon ab. Wolle ihn der Papst auf diese Erklärung zur Audienz lassen; so bitte er sich dieselbe aus. Der Cardinal versicherte, daß der Papst bey solchen Audienzen ganz und gar nicht auf die Religion sehe, und dem Herrn Grafen also ohne Schwierigkeit dieselbe bewilligen werde. Solches geschahe auch. Bey der Audienz selbst stund der Papst in seinem Zimmer seitwärts rechter Hand nach dem Fenster zu, und hatte den Cardinal auf seiner linken Seite neben sich, doch etwas vorwärts stehen. Seine Kleidung war eine Art eines Roquelaurs von weißem Tuche mit kleinen Knöpfchen besetzt; die gewöhnliche rothe Mütze hatte er auf dem Kopfe, und die Hände in einem mit weissem Sammet überzogenen Muffe stecken. Den rechten Fuß setzete er dergestalt voraus, daß der rothe sammetne mit Gold besetzete Schuh unter dem Roquelaur halb hervor stund. Der Herr Graf that nebst seinen Cavaliers (nachdem sie vorher im Vorgemache die Hüte und Degen abgeleget hatten,) dem gewöhnlichen Ceremoniel mit beyden Knien ein Genüge; wobey die wirkliche Berührung des Schuhes mit den Lippen gar nicht erfordert wird, sondern man sich mit einer tiefen Beugung des Hauptes nach dem Schuhe zu, vollkommen begnügen läßt. So bald sie auf den Knien waren, hieß sie der Papst sehr freundlich aufstehen, welches auch augen-

blicklich geschah, da sie denn ungefähr zwey Schritte zurück traten. Hierauf unterredete sich der Papst mit dem Herrn Grafen auf eine sehr freundliche, gutherzige und ungezwungene Art in italienischer Sprache. Seine Fragen und Reden waren folgende: Sprechen Sie italienisch? Wo kommen Sie jetzt her? Hat es Ihnen zu Turin gefallen? Sie werden daselbst allerhand Zurüstungen zum Kriege gesehen haben? Haben Sie schon die römischen Alterthümer hier besehen? Der Herr Graf darf so bald nicht von Rom wieder weggehen, sondern sich noch einige Zeit allhier verweilen. Halten Sie auch ein Reisejournal? Auf die Antwort: Ja; erwiederte er: Das ist schön. Sind Sie nicht verheurathet? Sie werden sich aber doch verheurathen, und wenn werden Sie es thun? Haben Sie noch Vater und Bruder? Als der Herr Graf diese letzte Frage beantwortet hatte, sahe der Papst den Cardinal an, und sprach: Er ist nur der einzige, und hat gleichwohl solche große Reisen gethan. Der Cardinal antwortete hierauf, er sey billig der löblichen Gewohnheit der Deutschen darinn nachgefolget; und der Papst setzete hinzu: Sie haben sehr wohl daran gethan, und da Sie nur der einzige sind, so werden Sie auch sehr wohl thun, sich alsobald nach Ihrer Rückkunft in Deutschland zu verheurathen. Als sie hierauf auf die vorige Weise wieder abtraten, empfiengen sie, so wie beym Eintritte, jeder besonders den nicht verlangeten

langeten päpstlichen Segen, worüber nachgehends ein gewisser englischer Lord die Erläuterung gab, daß der Pabst endlich wohl auch bey Segnung eines Ketzers die Absicht haben könne, ihm dadurch die Gnade der Bekehrung zuzuwenden: es sey aber gewiß, daß er daran nicht gedenke, sondern bloß aus einem in der rechten Hand sitzenden Mechanismo das Kreuz mache; weil er nämlich, seiner Etiquette nach, sich weder bücken, noch vielweniger nach der Mütze greifen dürfte; folglich ihm kein anderes Mittel, auch den Ketzern für ihre Höflichkeit zu danken, übrig bleibe, als diese Hand- und Fingerbewegung. Nach ihrem Abtritte hatte der Papst zum Cardinal gesaget: Was soll ich denen Herren geben? Mit Rosenkränzen ist ihnen nichts gedienet: ich will ihnen also mein Bildniß auf den Medaillen geben; das werden sie anzunehmen sich nicht weigern. Ein Prälat mußte also dem Herrn Grafen eine goldene und silberne Medaille mit seinem Brustbilde, denen Cavaliers aber jedem eine silberne überreichen, die in eben diesem 1741sten Jahre, als in dem ersten seiner Regierung, geschlagen waren. Um das vollkommen wohlgetroffene Brustbild des Papstes, so auf der einen Seite befindlich, stehet die Umschrift: Bened. XIV. Pont. Max. A. I. auf der andern Seite aber ist die Weisheit in weiblicher Gestalt und Kleidung vorgestellet. Ueber sich hat sie ein offenes mit Stralen umgebenes Auge, neben sich aber eine Weltkugel,

über welche sie die rechte Hand ausstrecket; und in der linken Hand führet sie ein Ruder. Die Beyschrift ist: Vt mecum sit et mecum laboret. 1741. Eins will ich noch anführen, so 1741, den Tag vor Weihnachten, in der päpstlichen Kapelle bemerket worden. Man beobachtete nämlich, daß der Papst die verwickelten Weitläuftigkeiten in denen von ihm wahrzunehmenden Ceremonien nicht alle inne hatte, daher ihn der ihm beständig zur Seite stehende Ceremonienmeister, bey jedesmaliger Abwechselung, seiner Incumbenz erinnerte: die Cardinäle und übrigen aber waren nicht viel erfahrener, daher sie auch von ihm durch Winken angewiesen wurden, was sie zu thun hätten.

XII.

Facciolati.

Der große Humanist Facciolati zu Padua war 1741 noch nicht 60 Jahr alt, und sehr munter, schien auch viel Feuer zu haben. Die Profession der aristotelischen Logik, welche er etliche Jahr verwaltet, ist nie nach seinem Geschmacke gewesen, und da man ihm auch die metaphysische dazu auflegen wollen, hat er seine Profession gar nieder geleget, und die Historie

rie der Universität zu schreiben übernommen, weil diejenige, welche schon vor geraumen Jahren in Folio gedruckt ist, sehr schlecht gerathen. Er beschenkete uns mit einer ziemlichen Anzahl kleinen Schriften, die er von Zeit zu Zeit drucken lassen; und bewies sich sehr treuherzig und freundlich.

XIII.

Marchese Scipio Maffei.

Bey dem gelehrten und berühmten Marchese, Scipione Maffeo, in Verona trafen wir 1741 eine gelehrte Gesellschaft an, welche mit Besehung des Palladii in Engelland heraus gekommener Architectur beschäfftiget war. Er ist schon ziemlich bey Jahren, aber recht freundlich und gesprächig. Als wir auf sein Befragen uns für Lutheraner erkläret, lobete er die Protestanten in so fern, daß sie besser erzogen würden, und insgemein gelehrter wären, als die Katholicken, meynete auch, daß, des Irrthumes in der Religion ungeachtet, man einander hochachten könne, und der Unterscheid der Religion die leutselige Freundlichkeit nicht aufhebe, ob es gleich in der Praxi gemeiniglich anders hergehe. Daß es aber doch möglich sey, davon habe er nebst dem Kanzler Pfaff zu Tü-

bingen ein Exempel gegeben, da sie über die Materie von gewissen Schriften und Meynungen des heil. Irenäus mit einander gestritten, gleichwohl aber in beständiger und unverrückter Freundschaft geblieben. Auf sein Angeben ist der nun schier bedeckte Gang um das Gebäude, in welchem sich die veronische Academia philharmonica versammlet, angelegt, und mit hetruscischen, griechischen und lateinischen Aufschriften und Monumenten besetzet worden, die man seit vielen Jahren gesammlet, und die Maffei insonderheit selbst zusammen gebracht; wodurch er sich also noch mehr, als durch seine Verona illustrata, um diese Stadt verdient gemacht.

XIV.

Laura Maria Catharina Baßi.

Die gelehrte Laura Maria Catharina Baßi zu Bologna, ist eine Brünette, mittelmäßiger Statur, weder fett noch mager, und jetzt (1741) 30 Jahr alt. Sie hat vor vier Jahren einen Arzt, Namens Baßi, geheurathet, davon ein Sohn noch am Leben ist. Daß sie schon im ledigen Stande von der hiesigen philosophischen Facultät mit der Doctorwürde beehret worden, ist bekannt, und lieset sie, gleich

andern

andern Doctoren, öffentliche Collegia in lateinischer Sprache. Im Lectionsverzeichnisse, welches im großen Collegio aufgehänget ist, stehet ihr Namen mit, und zwar unter der Rubric: ad vniuersam philosophiam. Doch ist sie, ihrem Berichte nach, zur Haltung der Collegien nicht verpflichtet, sondern thut solches nur, wenn es von der Universität verlanget wird. Sie hatte Willens, in acht bis zehn Tagen etliche Vorlesungen von den Elementen anzustellen, auf welche allgemeine Abhandlung sodann zu anderer Zeit die Experimentalphysik folgen sollte. Auf die Frage, was hier für eine Philosophie üblich sey? gab sie die Nachricht, daß an die aristotelische niemand gebunden sey, als die Mönche: übrigens aber sey die neuere Philosophie des Wolfs und Neutons vollkommen beliebt. Die Metaphysik des erstern lobete sie als ein Hauptbuch; und obgleich die Erklärungen manchen zu lang schienen, so wären sie dennoch desto deutlicher und genauer. Bey bisheriger Erziehung der Jugend, bedaurete sie als einen großen Fehler, daß man die zarten Gemüther nur mit vielerley Wörtern und Kunstwörtern anzufüllen gesuchet, anstatt ihnen wahre Begriffe von der Sache selbst beyzubringen, hielt auch dafür, daß die beste Methode sey, von der Mathematik anzufangen, weil die darinn vorkommende Wahrheiten einfältiger und zugleich unleugbar wären. Als wir ihrer Briefe, welche Doctor Lämmermann in

Nürn-

Nürnberg drucken, und der Medaille, welche er auf sie prägen lassen, Erwähnung thaten, war ihr zwar beydes bekannt: sie wußte aber auf eine so bescheidene Art darauf zu antworten, daß man sie den äußerlichen Kennzeichen nach für demüthig halten, und von der in der gelehrten Welt fast allgemeinen Eitelkeit frey sprechen sollte; wie sie denn auch zwischen der Schwatzhaftigkeit und Morosität eine feine Mittelstraße hält, und an Verstande, so viel wir urtheilen können, ihren Mann weit übertrifft. Wir redeten mit ihr französisch und italienisch, das wenige mit unterlaufende Latein aber zeigete ihre Geschicklichkeit auch in dieser Sprache. In dem Collegio der Universität zu Bologna, und zwar im Theatro anatomico, ist über dem Catheder die Zergliederungskunst in Gestalt einer Weibesperson mit einem Messer in der Hand aufgestellet, und soll die ganze Gestalt dieser Statue von dieser **Laura** genommen seyn.

XV.

Ulysses Aldrovandus.

Von dem gelehrten und arbeitsamen **Ulysses Aldrovandus** giebt **Bayle** in seinem Diction. histor. et crit. eine kurze Nachricht,

zu welcher ich dieses, als eine kleine Ergänzung, hinzufüge. Zu Bologna findet man in einem Palaste, welcher der Stadt zugehöret, aber von den päpstlichen Legaten bewohnet wird, nicht nur sein Naturaliencabinet, sondern auch seine Handschriften. Diese füllen einen großen Schrank ganz an, und sind alle theils in Folio, theils in Quarto gebunden. Sie zeigen von dem erstaunlichen Fleiße dieses Mannes. Unter einem von seinen Bildnissen, so man hier siehet, stehet folgendes Distichon:

Archetypam effigiem finxit tibi pictor, Ulysse;
Spirat sed scriptis major imago tuis.

XVI.

Bouchet.

Herr Bouchet, des Papstes Benedict XIV. Kapellan und Hausprälat, von Geburt ein Franzose, war 1741, da man Bekanntschaft mit ihm machete, ein Mann von einigen sechzig Jahren, aber überaus munter und lebhaft. Er verstund die griechische und hebräische Sprache in großer Vollkommenheit, und hatte nicht nur vielen guten natürlichen Verstand, sondern auch in gewissen Hauptsachen

der Religion gute und gesunde Einsichten. Er bedaurete, daß so viele Historien aus der Legende der Heiligen in das römische Breviarium gesetzet worden, und gestund offenherzig, daß, wenn er solche Stellen bey seiner Amtsverrichtung lesen müßte, so seufzete er vorher ungefähr also zu Gott: Mein Gott, ich glaube nichts von dem, was ich jetzt lesen werde: aber du weißt wohl, daß ich der Kirche Unterthan seyn muß, und daß ich es aus Demuth und Gehorsam thue. Er versicherte dabey, daß der Papst darinn ähnliche Gesinnung mit ihm habe, auch zur Verbesserung des Breviarii in diesem Puncte alle mögliche Anstalt machen werde, wie er denn nur noch kürzlich mit ihm von dieser Materie gesprochen. Ohnlängst habe auch der Papst zu ihm gesaget: ein Bißthum werde ihm doch wohl ganz lieb seyn: er aber habe darauf geantwortet: Io faro come il Papa e daro tutte le rendite ai poveri, non pigliando piu per me stesso, oh il necessario; das ist: Ich werde es so machen, wie der Papst, und alle meine Einkünfte den Armen geben; für mich werde ich nicht mehr nehmen, als ich nothwendig brauche. Er moralisirte dabey über diejenigen, welche sich reiche Einkünfte wünscheten, um desto mehr Gutes thun zu können, als welcher Wunsch entweder ein Vorwand der Habsucht, oder doch wenigstens eine bloße Einbildung sey, indem Gott nicht mehr von einem

fordern könne, als er ihm anvertrauet habe; welches er nach seiner Lebhaftigkeit also ausdrückte, daß, wenn Gott ihn dermaleinst fragen sollte, warum er nicht reichlicher Almosen gegeben? seine Antwort sodann seyn würde: Se voi habesie dato piu a me, io havrei dato piu ai poveri; d. i. Hättest du mir mehr gegeben, so würde ich den Armen mehr gegeben haben. Am Palmsonntage, als der Papst in der Kapelle die geweiheten Palmen austheilete, unterschied er den Herrn Bouchet bey dieser Gelegenheit von allen andern seines gleichen dadurch, daß er ihm nach verrichtetem Fußkusse auch die Hand zu küssen gab.

XVII.

Jacob Benignus Bossuet.

Von den Lebensumständen des berühmten Jacob Benignus Bossuet hat Niceron in seinen Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, Th. III. S. 199 f. der deutschen hällischen Ausgabe, nur eine sehr kurze und magere Nachricht geliefert, welches Herr D. Baumgarten in der Vorrede zum zweyten Theile dieser Nachrichten damit entschuldiget, daß er keine

ne ganz wahrhaftige, unparteyische und ausführliche Lebensbeschreibung von demselben liefern dürfen und können. So gelehrt, witzig, beredt und berühmt auch dieser Bischof von Meaux zu seiner Zeit gewesen, so schlecht war seine Gemüthsart und ganzer Charakter. Herr Ramsey beschrieb ihn in einer mündlichen Unterredung aus zuverläßigen besondern Nachrichten als einen Mann, der von dem, was er geschrieben, das wenigste geglaubt, und seine großen Gaben bloß zu seiner Erhöhung angewendet. Er soll wirklich darnach getrachtet haben, Premierminister zu werden. Eben daher rührete auch allem Ansehen nach seine große Feindschaft gegen den Erzbischof **Fenelon**; denn er glaubte, dieser sey ihm ein gefährlicher Nebenbuhler, zumal da, sobald derselbe an den Hof gezogen worden, Bossuets Ansehen merklich zu fallen angefangen, und er aufgehöret, das Orakel des Hofes zu seyn. Anfänglich, da der verehrungswürdige **Fenelon** zuerst mit ihm bekannt wurde, war er demselben sehr gewogen, und dieser ließ sich mit großer Gelehrigkeit und Bescheidenheit von ihm unterrichten: als man aber anfieng, den guten **Fenelon** seiner Verdienste wegen zu lieben, zu ehren und hervorzuziehen, konnte solches der misgünstige und neidische Bossuet nicht gleichgültig ansehen, sondern brauchete alle nur mögliche Kunstgriffe, um den redlichen **Fenelon** zu unterdrücken, der es anfänglich kaum glauben wollte,

daß

daß Bossuet so falsch, lieblos und neidisch gegen ihn sey. Allein es kam ihm der Glaube bald darauf in die Hände, und wie erstaunete der gute Mann? denn er sahe, daß sein vermeynter Freund, Bossuet, dem er bisher so viel Ehrerbiethung und Zutrauen bewiesen hatte, ihn nur aufs Schlüpfrige zu führen gesucht, und endlich aus seinem heimlichen Feinde sein öffentlicher Verfolger wurde. Ich will diese bekannte Geschichte hier nicht wiederholen. Ein Mann, der eines andern Ansehen und Glück zu seiner eigenen Erhebung aufs möglichste zu schwächen und zu hindern suchet, und unter dem gemisbrauchten Namen der Sache Gottes sein schadenfrohes, liebloses und bösartiges Gemüth verstellt, ist Gott und rechtschaffenen Menschen verhaßt, und vernichtet selbst den Ruhm seiner anderweitigen Gaben und Verdienste.

XVIII.

Abt Ferrüs.

Der gelehrte Abt Ferrüs zu Paris, ein Mann von wahrer Gottseligkeit, hat mit gottseligen protestantischen Deutschen, so nach Paris gereiset sind, jederzeit vielen sehr freundschaftlichen, vertrauten und erbaulichen Umgang gepflogen. Er rühmete Poirets und

Arnds Schriften, als seine liebsten. Als ihm des seligen Reinbecks Schrift, de redemtione per Cytrum, geschenket wurde, bezeigete er, nachdem er sie gelesen hatte, ein ungemeines Wohlgefallen daran, und versicherte, daß sie accurat nach seinem System geschrieben sey. Den ersten Anfang seiner heilsamen Einsichten in die Hauptlehre der Religion schrieb er protestantischen Büchern zu: das meiste aber vermeynete er Poirets Oeconomie divine zu danken zu haben, von dem er überzeugt sey, daß er in der Lehre von der Genugthuung vollkommen lauter und richtig gewesen, und weiter nichts zur Absicht gehabt habe, als den Misbrauch dieser theuren Lehre, gleich Spenern und Franken, zu bestreiten. Seine Gleichgültigkeit gegen den Besitz und Verlust irdischer Güter äußerte er unter andern bey einer gelegentlichen Erzählung, daß er durch einen Banquerot zweytausend und einige hundert Livres jährlicher Einkünfte verloren, indem er bezeugete, daß ihn dieser Verlust durch göttliche Gnade nicht kränkete; Gott habe ihm auch so viel noch übrig gelassen, daß er bequem leben könne.

XIX.

Montgeron.

Zur Ergänzung der Nachrichten, welche von dem berufenen Montgeron in den Actis hist. eccles. Band II. S. 518 f. 854 f. auch sonst hin und wieder gefunden werden, will ich folgende kleine Umstände anführen. Der Marquis von M** erzählete 1740, daß er eben beym Könige gewesen, als Montgeron demselben sein Buch von den Wundern des heil. Paris übergeben, welches gleich nach der Tafel geschehen. Der König habe es angenommen, und weil er ein Liebhaber von Bildern sey, die Kupfer angesehen, hierauf aber das Buch sogleich zum Cardinal Fleury geschickt. Darauf habe sich sogleich ein Geschrey am ganzen Hofe erhoben, Montgeron sey ein Betrüger, ein Bösewicht, u. s. w. und man habe ihn auch selbigen Abend, nachdem er sich inzwischen wieder nach Paris in sein Haus begeben, und auf den Erfolg schon gefaßt gemacht, gefänglich einziehen lassen. Die Wache habe ihn mitten im Gebeth gefunden. Er sitzt zu Valenor gefangen.

XX.

Carl de Neuville *).

Der Jesuit Neuville hat sich zu Paris durch seine Predigten in großen Ruf gesetzet. Im Jahre 1736 hielt er die Paßionspredigten unter einem unglaublichen Zulaufe des Volkes: was aber verständige Leute von seinem Vortrage gehalten, das kann man aus den weimarischen Actis hist. eccles. Band VI. S. 962. ersehen. Zur Bestätigung des daselbst gefälleten Urtheils kann ich anführen, daß ein geschickter Mann, welcher ihm 1740 zugehöret, versichert, seine Predigten enthielten weiter nichts, als floride Ausdrücke und Sententien; daher auch einige verständige Franzosen sich selbst über ihn aufgehalten und gesagt: **Er führe Jesum Christum und seine Apostel in dem Ton einer lustigen Gesellschaft redend ein** **).

*) Man findet eine Nachricht von ihm in dem neuen gelehrten Europa, XV Th. S. 198.

**) Man hat ihn wegen einiger in der Leichenrede auf den Cardinal Fleury gebrauchten Redensarten zum Plagiario machen wollen. Er wird aber in einer Refutation d'un écrit intitulé: *Lettre sur l'oraison funebre du Cardinal Fleury*, ou defense du P. de Neuville, pag. 2. unter andern folgendermaßen entschuldiget: Pour

Pour accuſer l'orateur d'avoir emprunté de *Voltaire* cette expreſſion vive, delicate, heureuſe, qui devient preſque une penſée, (*l'amitié, & je parle d' un Roi*) il faut ignorer, que les genies de cet ordre ſe raprochent ſans le ſavoir, ſans ceſſer d'être originaux, & que le même tour d'eſprit enfante à peu près les mêmes idées.

XXI.

Pater Bernhard Montfaucon.

Den 25ſten Octobr. beſuchte ich den berühmten Pere Montfaucon in der Abtey St. Germain. Er iſt ſechs und achtzig Jahre alt, lieſet und ſchreibet aber unabläßig, jedoch mit der Brille. Er brachte eben ſein griechiſches Lexicon, woran er etliche zwanzig Jahre gearbeitet, ins Reine, da ich mich denn über die Reinlichkeit und Güte ſeiner griechiſchen und lateiniſchen Schrift billig wundern mußte. Es wird dieſes Lexicon kein allgemeines Wörterbuch ſeyn, ſondern ſolche Worte, welche bisher nicht bekannt geweſen, oder von andern falſch erkläret worden, oder verſchiedene Bedeutungen haben, und einer mehreren Erklärung bedürfen, in ſich faſſen. Er erzählete bey dieſer Gelegenheit, daß er das Griechiſche ohne Anweiſung von ſich ſelbſt gelernet, den geiſtlichen Stand aber auf

Veranlassung einer Krankheit ergriffen, welche ihm zugestoßen, als er aus dem deutschen Feldzuge, da die Franzosen von dem Montecuculi Schläge bekommen, wieder nach Hause gekommen sey. Er zeigete uns in seiner Zelle eine ungemein seltene Handschrift von den Briefen des heil. Augustins, auf ägyptisches Papier, mit lateinischen Initialbuchstaben im sechsten Jahrhunderte geschrieben, die noch sehr wohl zu lesen war. Dieses ägyptische Papier ist bekanntermaßen eine dünne Rinde, welche unter den auswendigen groben des ägyptischen Baumes Papyrus sitzt, davon zwey Stücke, eines nach der Länge, das andere nach der Quere, über einander geklebt, jedesmal ein Blatt oder einen Bogen ausmachen. Weil aber diese ägyptische Blätter etwas brüchig sind, so sind hin und wieder Blätter von Pergament, welche jedoch in einem Zusammenhange mit den andern fort beschrieben sind, in diesem Codex zu finden. Es ist derselbe aus der Verlassenschaft eines banquerot gewordenen Marquis, einem seiner Schuldner, statt seiner Forderung von hundert und funfzig Livres, zu Theile geworden, welcher sehr froh gewesen, daß Montfaucon ihm sein Geld bezahlet, dieser hingegen eine ungleich größere Freude gehabt, für ein so geringes Geld ein so kostbares Stück zu erhalten. Er zeigete mir auch ein einzelnes Pergamentblatt aus den Briefen Paulus im vierten Jahrhundert, griechisch mit großen Buchstaben geschrieben, welches

ches er sehr hoch achtete, und daß der ganze Codex nicht vorhanden, bedauerte. Abends nach neun Uhr gehet er zu Bette, und um sechs Uhr stehet er wieder auf, hat noch sehr guten Schlaf, und ißt beständig Fastenspeise, wie es die Ordensregel der Abtey mit sich bringt. Auf Befragen, ob er sich auch Bewegung mache? war seine Antwort, daß er wöchentlich zweymal in die Academie des belles lettres gienge, und alle Jahre einmal vier bis sechs Tage auf das Land reisete. Ein fremder Geistlicher fragete ihn über die Bedeutung des Wortes Vignier, welches in gewissen Documenten oft vorkomme. Nach Aufschlagung einiger Bücher belehrete er ihn, daß es einen solchen Vicarium bedeute, der eine gewisse Gerichtsbarkeit im Namen eines andern verwalte. Er erzählete, daß der Cardinal Fleury, ehe er Premierminister geworden, sich zwar sehr freundschaftlich gegen ihn bezeiget, ihm auch viele Briefe geschrieben, nach der Zeit aber, ungeachtet er ihm alle seine Bücher geschickt, auch die Bibliothecam manuscriptorum dedicirt, und in die Religionsstreitigkeiten sich gar nicht eingemischet, ihn dennoch gänzlich aus dem Sinne geschlagen. Vor einem Paar Jahren bittet **Montfaucon** für einen seiner Verwandten bey ihm eine Gnade aus, erhält aber zur Antwort, er könne nichts thun, denn er hätte wohl sechstausend Supplicanten auf dem Halse. Darüber wird der alte **Montfaucon** unwillig, und schreibt ihm ei-

nen Brief, des Inhalts, daß, da er nunmehr fast sechzig Jahre dem Publico, und insbesondere der französischen Nation mit seinen Schriften ohne Eigennutz gedienet, er doch wenigstens so viel damit verdienet zu haben vermeynete, daß man ihm unter den sechstausend Supplicanten ein Plätzchen vergönne: weil er aber allen sechstausend nachstehen solle, müßte er es sich gefallen lassen, und werde den Cardinal nicht weiter beschweren. Seine Monuments de la Monarchie françoise hat er herausgegeben, um aus den Originalquellen dasjenige zu verbessern, was die französischen Geschichtschreiber hin und wieder deswegen versehen, weil meistentheils einer nur den andern nachgeschrieben.

B.

Der Babillard saget Tom. I. art. 35. p. 454. die Gewohnheit, Tabak zu schnupfen, sey ein Kennzeichen eines trägen und unfruchtbaren Geistes, und das Werk solcher Personen, welche nicht wissen, was sie mit ihren Fingern und mit ihrem Gehirn anfangen sollen. Er führet die Eingeborenen in Irland zum Beyspiele an, welche, da sie den ehemaligen Böotiern ungefähr ähnlich wären, mehr Tabak gebraucheten, als einiges anderes Volk der Welt. Diese Regel ist nicht ohne Ausnahme. Ich kenne Personen von großem Verstande, und welche ihr Gehirn sehr wohl zu gebrauchen wissen, ohne

daß

daß sie nöthig hätten, den Schnupftabak zu Hülfe zu nehmen, obschon sie ihn übermäßig stark gebrauchen. Der P. Montfaucon sey Zeuge. Er nahm alle Augenblicke davon, als ich ihn 1713 und 1714 besuchete, und glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß er bis jetzo (1741) noch nicht aufhöre, denselben zu gebrauchen, wiewohl er bereits achtzig Jahre alt ist. Niemand aber wird ihm streitig machen, daß er sich seines Gehirnes zu bedienen wisse *).

Der P. Montfaucon, welchen ich öfters besuchet, hatte nie, wenn es auch noch so kalt war, Feuer in seiner Celle. Vermuthlich hielt er sich durch seine fleißige Arbeit an Werken, welche er herausgab, warm; wiewohl er auch überdieß ziemlich warm gekleidet war.

M.

*) Von dem berühmten Magliabecchi erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben: *Anton. Magliabecchius* nimio pulueris erithinis vsu abuti videbatur. Hinc Magnus Etruriae Dux prouida tandem cura ciuibus suis interdixit, ne huius quidquam *Magliabecchio* vel venderent, vel donarent. Sed facilis erat haec jactura, dum peregre adventantes has ipsi delicias sponte et largissime propinarent. Magliabecchi ist jederzeit für einen Gelehrten gehalten worden. Ein Anonymus in vita *Joh. Cinelli & Ant. Magliabecchi.* Fori Vbiorum 1684 (4) p. 12. will

ihm solches zwar streitig machen: allein seine Partheylichkeit ist offenbar. S. *Aug. Beyeri* Memoriae histor. critic. libror. rarior. n. 25. p. 46.

XXII.

Abt Nollet.

Der Abt Nollet, ein Mitglied der parisischen und petersburgischen Akademien der Wissenschaften, hatte 1740 im October zwey Zimmer voll der allerschönsten Maschinen zur Experimentalphysik. Er zeigete eine feine Sammlung von fliegenden Insecten und Käfern, welche bloß auf eine gewisse Art getrocknet, und ohne allen Balsam, oder dergleichen etwas, erhalten werden. Im Jahre 1739 ist er fünf Monate in Turin gewesen, und hat den dortigen Kronprinzen in der Experimentalphysik unterrichtet. In seinem Hause ist beständig eine Anzahl Künstler, welche theils für ihn selbst, theils unter seiner Aufsicht für andere, Instrumente und Maschinen verfertigen.

XXIII.

XXIII.

Fontenelle.

Herr Fontenelle war 1741 zwar 88 Jahr alt, und hatte sein Amt als Secretair der Academie der Wissenschaften nieder geleget, war aber doch bey vollkommenen Gemüthskräften, auch überaus freundlich, und wußte wohl zu leben. Er erklärete sich gegen die Leibnizische Lehre von den Monaden; Wolfen aber wollte er als einen weitläuftigen und nicht accuraten Mann gar nicht lieben. Newtons Lehre von der anziehenden Kraft misbilligte er gleichfalls, jedoch alles dieses in sehr bescheidenen Ausdrücken, so, daß die bey den großen Gelehrten so sehr seltene Bescheidenheit sich bey ihm zu finden schien. Man erzählet, es sey einsmals ein englischer Lord nach Paris gekommen, hauptsächlich um den Fontenelle kennen zu lernen. Als er nun ein Paar Porteurs holen lassen, und ihnen gesaget: Traget mich zum Herrn Fontenelle; diese aber offenherzig gestanden, sie wüßten nicht, wer dieser Mann sey, und wo er wohne: so habe der Lord sich sehr darüber entrüstet, und sie mit diesen Worten wieder fortgeschicket: Wie? nichtswürdige Kerls, kennet ihr den großen Fontenelle nicht, den alle Menschen in London kennen? Er arbeitete

beitete noch an der Histoire de l'Academie des Sciences, und genoß die sechs tausend Livres Pension, welche er als Secretär der Academie vom Könige gehabt, auf Lebenszeit, hatte auch eben so viel eigenthümliche Renten, daß er also sehr wohl und manierlich leben konnte. Er rühmete die deutsche Nation wegen ihrer Gründlichkeit und Fähigkeit, und führete die vielen von denselben herrührenden Empfindungen, als Buchdruckerey, Pulver, Luftpumpe 2c. zum Beweise an. Ein andermal erzählete er, daß er in vierzig Jahren keine Arzeney eingenommen, auch so gar nicht zur Ader gelassen, und sich dennoch so wohl befinde, als man es bey einem so hohen Alter verlangen könne. Als ihm ein solches Blatt desgleichen unter dem Artikel Polignac gedacht worden, gegeben wurde, seine Handschrift darauf zu setzen, so schrieb er folgendes darauf: J'ai honte de mettre mon nom sous une inscription, qui lui convient si peu, mais je crois devoir cette deference à la politesse de celui, qui me fait l'honneur de souhaiter ici ma Signature. à Paris ce 20 Avril 1741.

FONTENELLE.

Er versicherte dabey, daß, was er hier geschrieben, seine wahrhafte Gesinnung sey. *)

*) Hamburg. Correspond. N. 33. 1752.

Paris

Paris vom 14 Febr. Da bey der Herzoginn von Maine jetzt im Gebrauche ist, einander besondere Fragen aufzurathen zu geben, und der alte bald hundertjährige Herr von Fontenelle zu Anfang dieses Monates ihr aufgewartet, hat ihm diese Prinzessinn die Frage vorgeleget, was für ein Unterscheid zwischen einem Frauenzimmer und einer Penduluhr sey? worauf der Herr von Fontenelle ihr geantwortet: Madame, die eine bemerket die Stunde, und Ew. Durchlauchten machen, daß man sie vergisset.

Anmerkung. Diesen Gedanken hat Fontenelle vom Cardinal Polignac geborget, der ihn einsmals angebracht. Es ist aber seltsam, daß Polignac und Fontenelle ihn beyde bey einer Herzoginn von Maine angebracht haben sollen. Mit Polignac hat es gewiß seine Richtigkeit, vermöge meines Manuscriptes, welches eine schon 1741 gehörete Sache erzählet.

XXIV.

Ramsey.

Was ich von dem Herrn von Ramsey erzählen werde, beruhet theils auf seinem eigenen mündlichen Berichte, den er im Jahr 1741 zu Paris in verschiedenen Unterredungen von seinen Lebensumständen ertheilet, theils auf Beobachtungen, die in oftmaligem freundschaftlichem Umgange mit ihm angestellet worden, theils auf den Nachrichten, welche er in seiner Lebensbeschreibung des Erzbischofes Fenelons, von sich selbst giebt, und von mir zusammen gesuchet worden. Er ist ums Jahr 1681 in Schottland geboren. Im spanischen Successionskriege kam er mit den englischen Hülfstruppen nach den Niederlanden: aus großer Begierde aber, den Erzbischof Fenelon zu sprechen, begab er sich von der Armee weg, und als er einen französischen Paß erhalten hatte, nach Cambray. Dieses geschah im Jahr 1710. Der leutselige und vortreffliche Fenelon zog ihn ganz an sich, daher er fünf Jahre lang, nämlich bis an desselben Tod, bey ihm blieb, und alles ersinnliche Gute, nebst recht vertrauter Freundschaft von ihm genoß. Ramsey, welcher in einem freyen Lande geboren war, in welchem sich der menschliche Geist in allen seinen

Ge-

Gestalten zeiget, ohne sich Gewalt anzuthun, war gegen alle Secten der christlichen Lehre eingenommen. Ein Atheist zu seyn, hielt er für ungereimt, aber er nahm seine Zuflucht zu einem vermeynten Deismus, der sich in die Ehrerbiethung gegen die Gottheit, und in die unveränderlichen Begriffe der reinen Tugend einschränkete, ohne sich um einen äußerlichen Gottesdienst, um das Priesterthum und um die Geheimnisse zu bekümmern. Indessen konnte er doch der Hochachtung für die christliche Religion, deren Sittenlehre so erhaben ist, nicht los werden. Tausend Zweifel sucheten seinen Verstand zu unterdrücken. Sich ganz und gar in die Deisterey hinein zu begeben, das schien ihm ein zu verwägener Schritt zu seyn. Bey einer christlichen Partey stehen zu bleiben, das kam ihm als eine kindische Schwachheit vor. Er konnte also kein gewisses und festes Pünctchen finden. In dieser Gemüthsfassung kam er nach Cambray. Der gottselige Erzbischof nahm ihn mit väterlicher Güte und Liebe auf, und zog sein Herz gleich an sich. Sie führeten weitläuftige und gründliche Gespräche von der Religion mit einander, die Ramsey in der fenelonischen Lebensbeschreibung S. 112 f. der hagischen Ausgabe beschreibet. Der arme Ramsey erfuhr alle Anfälle des Unglaubens. Er fieng an, auch an der Redlichkeit des Erzbischofes zu zweifeln, und gedachte ihn zu verlassen. Es war nur ein einziges Mittel vorhanden,

den, seiner Noth los zu werden, nämlich dieses, daß er demselben seinen Zustand ganz entdeckete. Dazu konnte er sich lange nicht entschließen: endlich aber bat er ihn um eine geheime Unterredung. Als er dieselbe erhielt, warf er sich vor ihm auf die Knie, und sagete zu ihm: „Monseigneur, halten Sie mir meine aus„schweifende Bekümmerniß zu gute. Ihre „Aufrichtigkeit ist mir verdächtig, und ich kann „Sie nicht mehr mit Lehrbegierde hören. Wenn „die Kirche untrüglich ist, so haben Sie ja die „Lehre von der reinen Liebe verworfen, indem „Sie ihr Buch von den Maximes verworfen. „Haben Sie diese Lehre nicht verworfen, so ist „Ihre Unterwerfung nur Verstellung. Ich „sehe mich in der harten Nothwendigkeit, Sie „als einen Feind entweder der Liebe oder der „Wahrheit zu betrachten.“ Er verband diese Worte mit Thränen. Der Erzbischof hob ihn auf, umarmete ihn mit Zärtlichkeit, und sagete zu ihm: „Die Kirche hat die reine Liebe nicht „verworfen, indem sie mein Buch verworfen „hat. Diese Lehre ist in allen katholischen „Schulen gelehret worden; ich aber habe mich „nur keiner Ausdrücke bedienet, die sich für ein „dogmatisches Buch schicken. Mein Buch „tauget nichts. Es ist eine Misgeburt mei„nes Kopfes, und keinesweges eine Frucht der „Salbung des Herzens. Ich will nicht, daß „Ers lesen soll.“ Hierauf erzählete er ihm den Inhalt des Buches. Diese Unterredung hob alle

alle Besorgniß auf, welche Ramsey in Ansehung der Person des Erzbischofes hatte: indessen vermehreten sich doch seine Religionszweifel. Sein Kopf war ohne Wahrheit und sein Herz ohne Frieden. Er gerieth in eine tiefe Melancholie. Endlich brachte Fenelon durch seine Leutseligkeit ein offenherziges Bekenntniß aus ihm heraus, so, daß er ihm alle seine Zweifel entdeckete, die der Erzbischof dergestalt beantwortete, daß Ramsey beruhiget wurde. Er erzählet uns dieses umständlich in der fenelonischen Lebensbeschreibung S. 119 f. Es ist gewiß, daß der lange und vertrauliche Umgang mit diesem vortrefflichen Manne ihm sehr vortheilhaft gewesen. In der folgenden Zeit ist er zu Rom bey des Prätendenten ältestem Sohne, Carl, fünf Vierteljahr Hofmeister gewesen; dem zum Besten er auch die Reisen des Cyrus geschrieben. *) Es soll ihm zwar

*) Daß bey der Geburt des Prätendenten Jacobs III. die gehörigen Formalitäten nicht beobachtet worden, schrieb Herr Ramsey lediglich dem unbesonnenen Religionseifer der Königinn Maria Beatrix Eleonora, und ihres Beichtvaters, zu, welche besorget, daß der neugeborene Prinz würde nach dem Gebrauche der englischen Kirche müssen getaufet werden, wenn bey der Geburt Lords zugegen wären. Die vollkommene Richtigkeit der Geburt aber wollte er auch durch diesen besondern Umstand beweisen, dessen Gewißheit er auf das Theure-

 ste

zwar durch gewisse englische Canäle auch angetragen worden seyn, Hofmeister beym Herzoge von Cumberland zu werden: er hat sich aber dazu so wohl der Religion, als seiner Anhänglichkeit an das stuartische Haus wegen, nicht entschließen können. Einen guten Theil seiner Jahre hat er in Paris zugebracht. Er war nicht nur ein Freymäurer, sondern auch Großkanzler der französischen Freymäurer. Als ein solcher

ste versicherte, daß nämlich König Wilhelm III. einen Expressen nach St. Germain geschickt, und seinem Schwiegervater anbiethen lassen, den Prinzen zu sich zu nehmen, und als seinen und seiner Gemahlinn Kronerben zu erkennen, doch unter der Bedingung, daß er ihn dürfte protestantisch erziehen lassen. Ein gelehrter deutscher Cavalier, der dem Prätendenten im Jahre 1741 zu Rom in seinem Palaste oft aufgewartet, und mit ihm gespeiset, versichert, daß desselben beyde Prinzen, davon der älteste, Carl Eduard, dazumal im ein und zwanzigsten, und der jüngste, Heinrich, im siebenzehenten Jahre war, zu der Zeit sittsame und wohlgezogene Herren gewesen, die viele Naturgaben gehabt, ob sie gleich äußerlich nicht sonderlich dressiret gewesen. Der jüngste habe die vollkommenen Lineamente des stuartischen Hauses, so viel er sich davon aus verschiedenen gesehenen Bildnissen erinnere, sey aber nicht von so sanftem Wesen, als der älteste. Dieser habe oft des Abends Concert gehalten, und die Baßviole dabey gestrichen. 1734 soll er sich bey der Belagerung von Gaeta besonders wohl gehalten haben.

solcher hat er ehemals den Vorschlag gethan, daß jedes Mitglied der Gesellschaft jährlich zehen Louis d'or zur Beförderung ihres Hauptzweckes geben solle, welches alle Jahre dreyßig tausend Louis d'ors ausgemacht hätte, weil er die Anzahl der Brüder durch ganz Europa auf drey tausend schätzete. Dadurch würde die Gesellschaft in den Stand gesetzet worden seyn, zum Besten des menschlichen Geschlechtes etwas Nützliches zu veranstalten. Er hat z. E. vorgehabt, zunächst ein Universallexicon in französischer Sprache von solchem Gelde drucken zu lassen, und in dasselbe hinein zu bringen, was zur Erlernung der Historie, zur Baukunst, Musik, Maler- und Bildhauerkunst nur auf einige Weise dienen könnte; als welcher vier letzteren Wissenschaften und Künste bessere Aufnahme, seinem Berichte nach, ein Hauptzweck der Gesellschaft ist, daher auch in jedesmaliger Versammlung ein Aufsatz von einer derselben abgelesen wird. Im fünf und funfzigsten Jahre seines Lebens heurathete er eine Person von dreyßig Jahren, welche nicht nur großen Verstand hatte, sondern auch in Sprachen und Wissenschaften besondere Gelehrsamkeit besaß. In seinem Alter wurde er des Prinzen von Turenne, eines Sohnes des Herzoges von Bouillon, Hofmeister. Die Erziehung dieses Prinzen übernahm er unter folgenden drey Bedingungen; erstlich, außer dem väterlichen Hause mit ihm zu wohnen; zwey-

tens, keine Besoldung oder Pension, sondern nur drittens eine Kutsche mit zwey Pferden für seine Frau zu haben. Den zweyten Punct, versicherte er, nicht aus Eitelkeit oder um des Ansehens willen ausbedungen zu haben, sondern nur, wenn man ihm die gehörige Freyheit in der Erziehung nicht ließe, desto weniger gebunden zu seyn. Was aber nach geendigter Erziehung das bouillonische Haus ihm aus freygebiger Großmuth zuwenden möchte, das wollte er ohne Bedenken annehmen, zumal, da er von seiner Frauen Vermögen vier tausend Pfund jährliche Einkünfte durch Banquerotte verloren, sich auch deswegen schon zum voraus zum künftigen Landleben entschlossen habe, um ohne Schulden bleiben zu können, wenn er gleich vom Herzoge von Bouillon nichts bekäme. Es hatte ihm nämlich der Herzog auf einem seiner Landgüter ein ansehnliches Gebäude nebst einem dazu gehörigen großen Garten eingegeben, auch alle Jagdfreyheit in der dasigen ganzen Gegend verstattet. Hieher gedachte er sich nach geendigter Erziehung des Prinzen nebst seiner Frau, die auch die Stille liebete, zu begeben, und sein Leben daselbst ruhig zu beschliessen. Er hatte vor, in solcher Einsamkeit noch verschiedenes zu schreiben. Herr Ramsey ist ein gelehrter Mann, und insonderheit auch in der alten und neuen Historie wohl erfahren. Man kann ihn mit Recht einen Menschenfreund nennen. Zu einer aufrichtigen und zärtlichen

Freundschaft ist er recht aufgelegt. Er hassete das sectirische Wesen und den unmäßigen Eifer in der Religion, und misbilligte daher die große Verbitterung zwischen den Jansenisten und Molinisten sehr. Er erzählete selbst, daß weder die strengen Jansenisten noch die eifrige Jesuitischgesinnete mit ihm zufrieden wären, weil er, in Ansehung jener, Fenelons Schuld mit tragen müsse; in den Augen der letzteren aber gegen die Ketzer nicht eifrig genug sey, als deren gewaltsame Verfolgung er unmöglich billigen könne. In einer harten Brustkrankheit, womit er 1741 befallen wurde, sprach er manches Erbauliche, z. E. von dem Unterscheide des Christenthumes des Kopfes und des Herzens, vom ewigen Leben, davon man sich Vorstellungen machen müsse, die des großen Gottes würdig wären, u. s. w.

Für die drey größten Feinde des wahren Christenthumes erklärete er die drey Ismes, le Deisme, le Pharisaisme und le Socinianisme, den ersten und letzten, weil er von keiner übernatürlichen Gnade etwas wissen wolle, und den Pharisäismus, weil er nur auf die Schale, und nicht auf die Wahrheit des Herzens gehe. Der Umgang mit ihm war allemal nützlich und angenehm. Zuletzt will ich nun von seinen gelehrten Schriften reden, und dabey verschiedenes von der Geschichte derselben anführen, so aus seinen eigenen mündlichen Erzählungen angemerket worden. Es sind folgende:

1) Histoire de la vie de Messire *François de Salignac de la Mothe-Fenelon*, Archeveque Duc de Cambray. Ich habe davon zwey Ausgaben zur Hand, eine à la Haye 1723, und die andere à Amsterdam 1727, beyde in grossem Duodez, deren letztere von der ersteren abgedrucket ist, wie die Uebereinstimmung der Seiten zeiget. Es ist dieses nur ein kurzer Entwurf, den der Verfasser weiter auszuführen gewünschet, wenn er Gelegenheit dazu habe, welches auch um destomehr zu wünschen gewesen wäre, weil er nicht nur den Erzbischof aus langem vertrauten Umgange genau gekannt, sondern auch alle Briefschaften desselben in Händen gehabt. Er meldete von dieser Schrift folgende besondere Umstände. Weil er vorausgesehen, daß die französische Geistlichkeit, unter welchen die allermeisten jederzeit die Partey des Erzbischofes von Meaux wider den Fenelon genommen, die Ausgabe auf alle Weise hindern würde: so habe er den damaligen Regenten, Herzog von Orleans, der viele Gnade für ihn gehabt, ersuchet, das Buch von der Censur zu befreyen. Auf seine Versicherung, daß nichts darinnen wider den Staat und wider die Kirche enthalten wäre, sey ihm auch sofort diese Dispensation vermittelst eines Billets ertheilet worden. Als er nun solches dem Staatssecretair gezeiget, habe dieser zwar dagegen nichts einzuwenden gehabt, ihm aber doch zu überlegen gegeben, ob es rathsam sey, sich die ganze Geist-

Geistlichkeit auf den Hals zu ziehen? welche Bedenklichkeit er dem Herzoge Regenten sofort gemeldet, und von ihm zur Antwort erhalten: Es ist wahr; wir wollen sie aber doch schon kriegen. Der Regent habe ihm hierauf an die Hand gegeben, die Schrift unverzüglich in Holland drucken und eilfhundert Exemplare von der Auflage wohl eingepackt unmittelbar an ihn schicken zu lassen, da es denn wegen der ferneren Vertheilung weiter keine Schwierigkeit haben würde. Ob er nun schon alles auf diese Weise veranstaltet, so habe doch der unverhoffte Tod des Regenten, welcher im Jahre des Druckes 1723 erfolgte, verursachet, daß den gedachten Exemplaren der Weg nach Frankreich versperret worden.

2) Les voyages de Cyrus hat er für des Prätendenten ältesten Sohn in eben der Absicht geschrieben, in welcher der Abt de Guet seine Institution d'un prince für den Prinzen von Sardinien aufgesetzet.

3) La vie du Marechal de Turenne hat er dem Prinzen von Turenne, dessen Hofmeister er, wie oben gedacht, gewesen, und der auch ein Kriegesmann werden sollen, zur Aufmunterung und zum Muster verfertiget. Als es bis auf wenige Bogen schon abgedruckt gewesen, hat ihm ein Staatssecretair dreyßig Erinnerungen mit dem Befehle zugeschickt,

das Buch in den angemerkten Stellen darnach zu ändern. Weil nun die Hälfte von diesen Erinnerungen nur Kleinigkeiten und gewisse Ausdrücke betroffen, die dem Hause Bourbon hätten misfällig seyn können: so hat er darinn nachgegeben; in Ansehung der andern Hälfte aber an den Cardinal Fleury selbst geschrieben, daß er eher die schon angewandten großen Kosten einbüßen, als die Wahrheit, zum Nachtheile seines Helden, im geringsten verletzen, mithin da er ohnedieses ein Fremder sey, nach Engelland zurück kehren, und daselbst eine ganz neue unverfälschte Auflage veranstalten wolle; zu welchem Ende er sich auch so fort einen Paß ausgebeten. Dieses wirkete so viel, daß die gedachte letzte Hälfte der Hauptstellen unverändert bleiben, und der Druck vor sich gehen dürfen. Die erste prächtige Ausgabe dieser Histoire du Vicomte de Turenne, Marechal General des Armées du Roi, in Quartformat, hat viele Kupfer, und bestehet aus zween Bänden, davon der letztere die Preuves, nämlich die vom Turenne eigenhändig geschriebene Memoires, viele von seinen Briefen, und die Memoires des Herzoges von York in sich fasset, welches alles bey der zu Haag 1736 in vier Octavbänden nachgedruckten Ausgabe fehlet.

4) Er hat auch einen Discours von den Freymäurern drucken lassen. In demselben erzählet er weitläuftig, daß sich diese Brüder-

schaft

schaft im gelobten Lande zur Zeit der Kreuzzüge zusammen gethan habe, um die von den Saracenen ruinirten christlichen Kirchen wieder zu bauen. Weil sie nun von den Barbaren hieran auf alle Weise gehindert worden, diese auch wohl sich als verstellete Christen unter sie gemischet, um ihnen desto unvermerkter Hindernisse in den Weg zu legen: so habe die Brüderschaft gewisse geheime Zeichen erfunden, um die wahren von den falschen Brüdern dabey zu unterscheiden. Und da hiernächst die auf solchen Kreuzzügen ins gelobte Land gekommene Christen größtentheils in der Religion sehr unwissend gewesen; so habe die Brüderschaft für gut befunden, bey der Aufnahme eines neuen Bruders allerhand symbolische Ceremonien zu verordnen, um sowohl von den Glaubenslehren als Lebenspflichten einen solchen Neuling auf eine angenehme Weise und ohne langes Vorpredigen zu unterrichten. Bey überhand nehmender Macht der Saracenen, und da die gute Absicht der Brüderschaft in dortigen Gegenden nicht mehr erreichet werden können, habe ein König von Engelland sie in sein Reich eingeladen, dahin sie denn auch gefolget und sich angelegen seyn lassen, nebst Pflanzung guter Sitten und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, insbesondere die Baukunst, Musik, Bildhauer- und Malerkunst in bessere Aufnahme zu bringen; da denn viele große Herren sich zu dieser Gesellschaft ge-

schlagen, und zu gedachtem Zwecke von Zeit zu Zeit die gewöhnlichen Versammlungen gehalten. Der Königinn Elisabeth aber hätten diese Versammlungen papistische Zusammenkünfte geschienen, weil die Ceremonien der Aufnahme mit den Ceremonien der römischen Kirche manches gemein gehabt. Man habe sich also zur selbigen Zeit, um der Königinn allen Argwohn zu benehmen, verpflichtet zu seyn geglaubet, die alten Ceremonien zu ändern; durch solche Aenderung aber sey ein verworrener Mischmasch entstanden, und gehe nunmehr in den Ceremonien vieles vor, das gar keine vernünftige Bedeutung habe. Herr Ramsey hat daher solches sowohl dem englischen als französischen Großmeister vorgestellet, und darauf gedrungen, daß die Ceremonien wieder auf den alten Fuß gesetzet werden möchten, zu welchem Ende eine allgemeine Versammlung der Brüderschaft von allen Nationen nöthig sey. Diese hat aber keinen Fortgang gehabt; denn es hat der Cardinal Fleury in sehr gnädigen Ausdrücken den Aufschub derselben begehret, worauf Ramsey geantwortet: es sey eine Hauptregel ihrer Brüderschaft, ihren Landesherren und Befehlshabern zu gehorsamen, und solle demnach die Versammlung nicht vor sich gehen. Hätten aber Ihro Eminenz wegen der Brüderschaft selbst, ob solche dem Staate oder der Kirche etwan schädlich seyn möchte, den geringsten Zweifel, so sey die ganze Brüderschaft bereit,

reit, Ihro Eminenz, und zwar ohne alle Ceremonien, aufzunehmen, da Sie dann durch Besuchung der Zusammenkünfte von Beschaffenheit der Sachen am gründlichsten urtheilen würden. Die Gegenantwort des Cardinals ist gewesen: Der Gehorsam der Brüderschaft gefalle dem Könige überaus wohl: was aber die ihm angebothene Aufnahme anlange, so wolle er mit ihm einmal mündlich davon sprechen, und sich mit ihm satt lachen. Herr Ramsey machete einsmals zu obgemeldetem gedrucktem Discours noch dieses mündliche Supplement, daß die Wiedereinführung König Carls II. auf den englischen Thron, so 1660 erfolget, zuerst in einer Gesellschaft der Freymäurer verabredet worden, weil der General Mink ein Mitglied derselben gewesen, und solchergestalt mit dem wenigsten Verdachte sein geheimes Vorhaben zum Zwecke befördern können. Er sagete, daß er diese Stelle mit Fleiß ausgelassen, um den Zweck der Brüderschaft in Frankreich nicht in Verdacht zu bringen, als ob sich selbiger auf so wichtige Staatssachen erstrecke, weil in der That es damals nur zufälliger Weise geschehen, und ihre Gesetze es sogar mit sich brächten, aller politischen Sachen sich zu enthalten. Sonst hat er gelegentlich berichtet, daß die eigentlichen Geheimnisse der Brüderschaft zwar niemand offenbaret werden könnten, als einem, der sich in dieselbe aufnehmen lasse: doch seyen der Papst und die gekrönten Häupter davon ausgenommen,

men, als denen man, wenn sie es verlangeten, und ihr päpstliches oder königliches Wort von sich gäben, daß sie davon stillschweigen wollten, solche gar wohl offenbaren dürfte. Von den Ceremonien der Aufnahme sagete er überhaupt, daß darüber auch wohl ein sonst beherzter Mensch ein wenig betreten werden könnte; aus allem übrigen aber schiene zu erhellen, daß das Hauptgeheimniß wohl nur in ein Paar kauderwälschen Worten bestehen möge. *)

*) Zu diesen Nachrichten von Ramsey findet sich noch ein artiger Beytrag in des seligen Herrn Hofraths Nemeiz vernünftigen Gedanken IV. Th. 78 u. f. S. Die dem Poeme sur la religion des Herrn Racine', auch in der deutschen Ausgabe des Herrn Präsidenten von Loen, beygefügten Briefe des Ramsey sind auch ganz lesenswürdig.

XXV.

Heinrich Günther Thulemar.

Er war aus dem Bremischen gebürtig, und anfangs Professor zu Heidelberg. Seine Frau war aus Frankfurt am Mayn, eines Kaufmanns, Namens Schönemann, Tochter, mit welcher er einen Sohn und eine Tochter gezeuget hat. Der Sohn starb in der Blüthe seiner Jahre: die Tochter aber ist noch lange am Leben geblieben. Seine Frau brachte ihm zwanzigtausend Reichsthaler Heurathsgut zu, welche er aber auf seinen Gesandtschaften in Holland, an dem dänischen und an andern Höfen, mehrentheils mit zusetzete. Endlich begab er sich nach besagtem Frankfurt, daselbst zu wohnen, ward verschiedener Herren, insbesondere des Herzogs von Sachsen-Eisenach geheimer Rath, als welche ihn alle von Hause aus consulirten, und denen er Deductionen in ihren Angelegenheiten machete, welche ihm wohl bezahlet wurden. Dasselbe aber reichete nicht zu, sondern er fieng an, Schulden zu machen. Nach seiner Frauen Tode machete sich der nachmalige Reichshofrath Bode an seine Tochter, und gedachte viel Geld mit ihr, als einer einzigen Tochter, als welche wenigstens ihr Mütterliches haben müßte, zu erheurathen. Das

Geld

Geld aber war schon fort, und der Vater wollte ihm die Tochter nicht geben, sagte ihm aber die wahre Ursache nicht, welches ihn denn noch hitziger machte, weil er glaubete, der Vater wollte mit den Pfennigen nicht heraus; so daß er einsmals ihm die Tochter, wiewohl mit ihrem Willen, entführete, die jedoch, nach einiger Zeit, wieder zu ihrem Vater kam; und der Herr Bode betheurete mit einem Eide, daß er sie nicht fleischlich berühret hätte. Thulemar suchte eine Reichshofraths- oder Kammergerichtsassessors-Stelle zu Wetzlar. Beydes aber schlug ihm fehl. Da ihm nun alles zuwider war, gerieth er auf gefährliche Projecte, und correspondirte mit dem Marschall de Villars, als derselbe 1712 und 1713 mit der französischen Armee am Rheine stund; als welchen er vormals zu Wien als französischen Gesandten gekannt hatte, und wollte papistisch werden, in Hoffnung, der König von Frankreich oder der Papst würden einen großen Mann aus ihm machen. Dieß ward verkundschaftet, und einige Briefe an den Marschall von ihm aufgefangen, unter andern einer, worinn diese Worte gestanden: Je vous souhaite une heureuse campagne. Worauf der kaiserliche Gesandte, Fürst von Fürstenberg, an den Magistrat zu Frankfurt gelangen ließ, den Thulemar in seinem Hause zu arretiren; welches denn auch dieser durch seinen Major, den Herrn von Lauer, ins Werk setzen ließ. Thulemar

mar wollte sich zwar anfangs zur Wehre setzen, gab sich aber doch bald. Einige Zeit hernach machte er einsmals seine Wacht trunken, und entkam in Weibskleidern. Weil er aber das Podagra hatte, und also nicht weit laufen konnte, ward er in dieser Equipage wieder ertappt, und darauf in das Armenhaus gebracht, woselbst er nicht lange darnach gestorben. Er hat ein erstaunendes Gedächtniß gehabt, und war in der Litteratur, und in der Geschichte der mittlern Zeiten sonderlich wohl beschlagen. Er hatte Correspondenz mit allen großen und gelehrten Leuten, sonderlich mit dem Herrn von Dankelmann zu Berlin. Sein Briefwechsel soll ihm jährlich etliche hundert Thaler gekostet haben. Er kannte alle Ministers an den Höfen in Deutschland, und wußte alle Particularitäten von ihnen zu sagen. Außer seinen überhäuften Paßivschulden, welche ihm in seiner Ungnade zur Last geleget worden, kam auch noch dieß heraus, daß er einen falschen Wechselbrief ausgestellet gehabt. Die hinterlassene Bibliothek dieses berühmten Gelehrten kam 1720 mit allen Handschriften an den damals zu Frankfurt am Mayn sich aufhaltenden Herrn **von Loen**, der darauf im Jahre 1725 die Consilia et negotia *Rusdorfi*, welche sich mit unter den Handschriften befanden, in Folio herausgab, und noch viele andere rare Sachen von diesem **Thulemar** im Besitze hat *).

*) Diese

*) Diese Nachricht ist aus einer von dem seligen J. C. Nemeiz nachgelassenen, und auf dessen Anordnung nach seinem Tode dem Herrn Präsidenten von Loen übermachten lesenswürdigen Sammlung von Anmerkungen über verschiedene Materien, genommen; und meldet er dabey, daß ihm diese Particularitäten von dem Herrn Scheffen Schaaf zu Frankfurt am Mayn, welcher mit dem verstorbenen Thulemar (oder von Thulemeyer) gemeinsam umgegangen, seyen erzählet worden.

XXVI.

Joachim Christoph Nemeiz.

Dieser gelehrte Mann hat in ebengemeldeter Sammlung vermischte Anmerkungen über die Menagiana, nach der Pariser Ausgabe von 1715, niedergeschrieben.

Bey den Worten *Tom. II. p. 48.* Joumel n'a pas voulu imprimer les origines de la langue françoise de Menage, touchant la Badaudisme de Paris, à cause, qu'il en avoit été, führet er von sich selbst folgendes an: „Ein gleiches ist „mir mit meinem Buchführer zu Frankfurt, „Herrn Andreä, wiederfahren. Ich hatte in „meinen vernünftigen Gedanken, II Th. „Num. 6. eine Anmerkung über solche Wörter, „welche, da sie anfänglich eine gar gute Be-

„deu-

„deutung gehabt, nachher einen ganz übeln
„Sinn bekommen haben; worinnen ich unter
„andern gesaget: Wenn die Frankfurter
„Buben einen, weis nicht was, heißen
„wollen, sagen sie: Du bist ja gar ein
„Sachsenhäuser. Diese Stelle habe ich,
„um die Einwohner von Sachsenhausen bey
„Frankfurt nicht zu beleidigen, auslassen
„müssen."

Anderswo hat er folgende ihn selbst betreffende Stelle:

„In der zweyten Ausgabe meines Sejour
„de Paris 1722. hatte ich Cap. IX. §. 1. gesa-
„get, ein Fremder müsse zu Paris einen Sprach-
„meister annehmen, welcher eine gute Ausspra-
„che hätte, und im Briefschreiben wohl geübet
„wäre. In einer Anmerkung hatte ich gemel-
„det, daß der Herr Grimaret, der Verfasser
„der Campagnes du Roi de Suede, diese bey-
„den Eigenschaften in dem höchsten Grade be-
„sitze, aber seit einigen Jahren verstorben sey;
„sein Sohn würde an seiner Stelle Sprach-
„meister werden, und hätte versprochen, einen
„Band von den Briefen seines Vaters an das
„Licht zu stellen. Im Jahre 1725 kam ein
„Recueil des lettres sur divers sujets, par Mr.
„*Grimaret* le fils, heraus. Er saget in der
„Vorrede zu diesen Briefen: Er würde nichts
„weiter hinzuzufügen haben, wenn nicht Herr
„Nemeiz, der Verfasser eines deutschen Bu-

„ches, Sejour de Paris genannt, das Publi„cum benachrichtiget hätte, daß er, Grimaret, „ihm die Briefe seines Vaters mittheilen „werde; er wisse nicht, ob ich mich auf solche „Weise ausgedrücket, um ihm zu Gemüthe zu „führen, was er dem Andenken seines Vaters „schuldig sey, oder ob es nur eine Muthmas„sung von mir gewesen sey: ich hätte es wenig„stens nicht mit Gewißheit thun können, in„dem er nie einige Bekanntschaft mit mir ge„habt habe. Ich antworte:

„1) daß ich es, weder den Herrn Grima„ret an etwas zu erinnern, noch auch aus blo„ßer Muthmaßung gethan habe, indem mein „Correspondent zu Paris mir solches, einige „Jahre nach meiner Abreise, für gewiß berich„tet. Ueberdem erschien 1721 ein kleiner „Duodezband unter dem Titel: Recueil des „lettres serieuses et agreables par Mr. *de Gri*„*maret*, à Paris, welches mich auf die Gedan„ken brachte, dieß möchte dasjenige wohl seyn, „so Grimaret, der Sohn, versprochen habe; „wiewohl ich mich betrogen hatte, indem ich „nachher erfahren, daß Herr Schroetering, „Licentiat der Rechte zu Hamburg, welcher „ehemals ein Lehrling des alten Grimaret ge„wesen, diese Briefe, welche er zu seiner eige„nen Uebung geschrieben, und sein Lehrer cor„rigiret hatte, gesammlet habe.

„2) Es

„2) Es ist zwar an dem, daß der jüngere „Herr Grimaret in den Jahren 1713 und „1714, da ich mich zu Paris befand, keinen „Umgang mit mir gepflogen. Er war noch zu „jung, als daß ich mir hätte die Mühe geben „sollen, mich mit ihm zu familiarisiren. Da„hingegen aber sahe ich seinen Vater desto öf„ter, als welchen ich, denen jungen Herren „Grafen von Steenbock, deren Hofmeister „ich damals war, Lectionen zu geben, ange„nommen hatte.

„Weiter sagt Herr Grimaret in erwähnter „Vorrede, er würde sich meine Erinnerung „mit dem äußersten Vergnügen zu Nutze ge„macht haben, wenn die Handschriften seines „Vaters in seine Hände gekommen wären. „Da er aber nicht zu Hause gewesen, wie er „das Unglück gehabt, ihn zu verlieren: so habe „er nichts davon vorgefunden, indem sie von „jemand entwendet worden, aus dessen Händen „er sie nie wieder bekommen könne.

„Ich merke hierbey an, daß dieser Mensch „Lancesseur hieß, und ehedem ein Lehrling „des alten Grimaret gewesen, welchen er als „seinen Vicarium zu denen schickte, die es in „der Sprache noch nicht weit genug gebracht „hatten. Er ward hernach selbst Sprachmei„ster, und endlich Advocat des großen Raths. „Er hat besagte Handschriften desto leichter „entwenden können, da er bey dem Grimaret

„im Hause und in der Kost war, und, wie die „Medisance sagte, mit der Wittwe des Verstorbenen in ziemlich gutem Verständnisse „lebete.“

Ich füge noch eine Stelle, so Herr **Nemeiz** von sich aufgezeichnet, hinzu:

„Man wird es Zweifels ohne für etwas sehr „paradoxes halten, wenn ich sage, ich hätte in „einem Jahre zweymal die Ostern gefeyert, „ich wäre um Pfingsten auf dem Eise gewesen, „und wäre über den Rhein gesprungen. Ich „muß mich aber darüber erklären.

„1) Als ich aus Deutschland nach Schweden gieng, hielt ich die Ostern zu Stralsund, „und eilf Tage darnach wieder zu Malmoe, „weil man dazumal in Schweden sich noch nach „dem alten Styl richtete.

„2) Im Jahre 1709 kam gegen Pfingsten „ein lübeckisches Schiff, welches zu Kopenhagen durch den so strengen Winter eingefroren „gewesen, an die Küsten von Schonen, und „hatte statt Ballastes mächtig große Eißschollen, die es am Strande, nicht weit von Malmoe, auslud, und wovon einige beynahe eine „Elle dick waren. Und da hatte ich das Vergnügen, mit einigen guten Freunden von „Malmoe mich auf dem Eise zu divertiren. „Hatte also das bekannte Sprichwort: **Pfingsten auf dem Eise**, (ad Calendas Graecas) „hiermit einen Abfall oder Ausnahme.

„3) Wars

„3) Ward der so große Rheinstrom in
„Holland durch die vielen Arme in die Canäle
„dermaßen abgeleitet, daß der Arm, der noch
„den Namen Rhein behält, und durch Leyden
„fließet, sich bey Catwyk op Zee, unweit
„Rheinburg, in die Dünen oder Sandbänke
„verlieret, daß man nicht weis, wo er hin-
„kömmt, mithin es nicht schwer fällt, darüber
„zu springen.“

Das vierte und letzte, so ich für dießmal aus dieses Mannes eigenen Nachrichten auszeichnen will, ist folgendes:

„Gegen das Ende des Jahres 1716 hatte
„der königlich-schwedische außerordentliche Ge-
„sandte, Graf Erich Sparre, bey dem Kö-
„nige Ludewig dem Funfzehenten die erste öf-
„fentliche Audienz, welcher ich als ein schwedi-
„scher Unterthan aus den deutschen Provinzen,
„nebst andern von der schwedischen Nation,
„mit beywohnete; und als wir in einem der
„großen Säle zu Versailles in etwas verziehen
„mußten, zog der Ambassadeur aus seinem
„Sacke ein Papier hervor, worauf er seine
„Rede in schwedischer Sprache geschrieben
„hatte, und sagete zu uns: Ich muß mein
„Compliment wohl noch einmal überlesen;
„damit es mir nicht gehe, wie vormals dem
„schwedischen Ambassadeur, Grafen von **,
„(wo mir recht ist, war es der Graf von Kö-
„nigsmark gewesen) welcher mitten in seiner

„Harangue an Ludewig XIV. aus seinem „Concepte kam; weil er aber nicht stecken blei„ben wollte, fassete er sogleich den Entschluß, „das Vater unser und hernach das Credo, „in schwedischer Sprache herzusagen, ohne der „Zückung des Hutes und der gewöhnlichen Re„verenzen dabey zu vergessen, bis er wieder in „sein Concept kam. Die Schweden, die seine „Cortege ausgemacht, hatten alle Mühe in der „Welt, sich des Lachens zu enthalten. Als es „aber nachgehends bey Hofe kund geworden, „ist diese aus dem Stegereif ergriffene Resolu„tion von jedermann sehr approbiret worden. „Der Graf von Sparre aber befand sich nicht „in dergleichen Umständen. Wie er eine na„türliche Beredtsamkeit hatte, so hielt er seine „Rede mit der größten Herzhaftigkeit, und „empfohl, nach Endigung derselben, seine Per„son dem Könige in französischer Sprache, wel„ches von dem Herzog Regenten, im Namen „des Königes, mit einem kurzen aber sehr gnä„digen Complimente versetzet wurde. Der Ge„sandte präsentirete Seiner Majestät hiernächst „uns alle, die wir in seinem Gefolge waren, „und wurde darauf durch den Prince de Pont, „und den Introducteur des Ambassadeurs, als „welche ihn in den königlichen Kutschen abge„langet hatten, mit den gewöhnlichen Ceremo„nien zurück begleitet. Bey der Audienz wa„ren alle Prinzen vom Geblüte und die Vor„nehmsten des Hofes zugegen.“

Betreffend eine Kritik des Herrn Hofraths Buder über sein Sejour de Paris, schreibet Herr Nemeiz:

„Ich bin dem Autori des neuesten gelehr-„ten Staats von Frankreich, so 1724 zu „Jena in Octav herausgekommen, gar sehr „verbunden für die Ehre, daß er mich nicht „nur dem Herrn Doctor Wallin, einem Bi-„schofe in Schweden, und dem Herrn Profes-„sor Maichel zu Tübingen an die Seite setzen, „mithin mir das Prädicat eines gelehrten Rei-„senden beylegen, sondern auch von meinem Se-„jour de Paris hin und wieder ein gar gütiges „Urtheil fällen wollen. Es beschuldiget mich „aber derselbe unverdienter Weise, an zween „Orten erwähneten gelehrten Staates, eines „Irrthums, worüber ich für nöthig finde, mei-„ne Gedanken kürzlich zu eröffnen. Der erste „soll seyn p. 10, da ich im Sejour de Paris p. „250 die neue Edition von des *Josephi* Anti-„quitatibus Judaicis des königlichen Unterbiblio-„thekarii, des Herrn Boivin, jüngerm Bru-„der zugeschrieben, da doch dessen älterer Bru-„der dieselbe unter Händen habe. Hier ge-„stehe ich aufrichtig, daß ich gefehlet. Ich „habe wohl gewußt, daß es ein Bruder jetztge-„dachten berühmten Boivins gewesen, der an „besagtem Werke gearbeitet: nach ihrer Ge-„nealogie aber, ob derselbe älter oder jünger als „jener, habe mich eben so genau nicht erkundi-

„get; hoffe jedoch, daß dieses in republica lit„teraria um so mehr ein peccatum veniale seyn „werde, als bey Entwerfung des Sejours de „Paris meine Hauptabsicht eben nicht gewesen, „einen accuraten gelehrten Staat von Frank„reich zu verfertigen, sondern nur incidenter „so viel mit einfließen zu lassen, als einem Rei„senden von Condition davon zu wissen etwan „nöthig seyn möchte.

„Der zweyte Fehler soll p. 165 dieser seyn, „daß ich im Sejour de Paris p. 205 erwähnet, es „sey in der königlichen Bibliothek der Codex „manuscriptus der Episteln Pauli, als der an„dere Theil von dem uralten Codice, der zu „Cambridge verwahret werde, und worinn die „vier Evangelisten und die Apostelgeschichte „enthalten; da doch die Blätter ganz anders, „und die Buchstaben älter in diesem, als in je„nem Codice wären. Wenn der Herr Pro„fessor meine Worte recht angesehen hätte, so „würde derselbe befunden haben, daß ich sol„ches nicht positive, sondern restrictive, anzu„treffen seyn sollen, gesetzet, und leugne ich „nicht, daß ich selbst noch ein gewaltiges Du„bium dabey habe. Wenigstens hat der Gar„de, *) so mir die königliche Bibliothek da„mals

*) Man muß hier nicht meynen, es sey ein Garde der königlichen Bibliothek nur etwan ein gemeiner ungelehrter Kerl, der bey dem Eingange

„mals wiese, bey Vorzeigung dieses Codicis, „vielleicht durch des Morini oder Simons Autorität verleitet, solches vorgegeben, und habe „ich auch nachgehends in England die Zeit nicht „gehabt, mich nach der wahren Beschaffenheit „dieser Sache zu erkundigen. Die Kritik ist „überdem mein Hauptstudium nicht, und lasse „ich solche Sachen den Gelehrten über, welche „mehr Zeit und Muße haben, sich in dergleichen philologische Untersuchungen einzulassen. — — —

„Auch begehet der Herr Professor in seinem „gedachten gelehrten Staate p. 142 einen „Fehler, indem er den Herrn Boulogne, „Rectorem oder Directorem der Malerakademie, zum königlichen geheimen Rath machet. „Der königliche geheime oder Staatsrath bestehet aus ganz andern Personen, und zwar, „die ein wenig mehr zu sagen haben, als der „Herr Boulogne. Er hat aber nur den Titel eines Conseiller du Roi gehabt; als welcher eben nicht viel sagen will, indem etliche „tausend zu Paris und in den französischen Provinzen sich befinden, die dergleichen Prädicat

gange dieses Hotels die Wache daselbst habe. Es sind deren zwey, gelehrte Leute, welche in Abwesenheit der Unterbibliothekarien, Fremden diese vortreffliche Bibliothek zeigen, und dieselben mit allerhand gelehrten Discoursen unterhalten.

„haben; dans la Robe, wie man es nennet, „oder unter den Civilbedienten, sind die Con„seillers du Roi fast so gemein, wie unter den „Truppen die Chevaliers de St. Louis. Es „scheinet, daß ein gewisser Hof in Deutschland *) „dem französischen hierinnen nachahmen wol„len, in dessen Lande nicht nur eine unzähliche „Menge von Räthen, sondern auch vielfältige „Classen und allerley Gattungen von Räthen, „ge=

*) Man saget, der letztverstorbene König in Pr... habe einsmals gefraget, wie viel etwan ein Doctor auf Universitäten zu machen koste? und als man gesaget: etwan drey hundert Thaler; habe er geantwortet: dafür wollte er wohl zehn geheime Räthe machen. Das aber habe ich mit meinen Ohren gehöret, daß, als ich einsmals zu Hameln auf dem Walle mit einigen guten Freunden spazieren gieng, und eben an das Thor kam, als der ordinaire offene Postwagen von Hannover daselbst anlangete, der damals Wacht haltende Unterofficier fragete: Ob keine geheime Räthe mit auf dem Postwagen wären? worauf einer von denen Passagiers mit Nein antwortete, dem aber ein anderer hinzusetzete: es möchten denn Pr . . . . geheime Räthe seyn. Es ist aber hiebey zu merken, daß es eben um die Zeit war, da die Irrungen zwischen beyden Höfen immer mehr und mehr zunahmen. Das wirkliche geheime Rathscollegium zu Hannover bestehet nur aus fünf Personen, und die haben in sieben Fürstenthümern, und fast eben so vielen Grafschaften zu befehlen.

„gefunden werden, dergleichen man bey andern „Höfen nicht antrifft. Ein anderer großer „Hof, ebenfalls in Deutschland, der diesem vor„benannten ganz contraire Maximen heget, „ist im Gegentheile in Conferirung eines Raths„charakters ungemein difficil; und weis ich „mich zu erinnern, daß ein Kammersecretär „daselbst, der viele Jahre schon gedienet hatte, „und überdem durch hohe und wichtige Fürspra„che unterstützet wurde, um einen Rathstitel „angesucht, welchem aber, statt dessen, der „König sein jährlich Solarium mit zwey hun„dert Thalern vermehret.

XXVII. XXVIII.

Matthias und Johann Steuchius.

Es war etwas Seltenes in Schweden, daß in diesem Jahrhunderte der Sohn dem Vater in der Würde eines Erzbischofes zu Upsala unmittelbar succedirte. Einer von den Söhnen des Erzbischofes Benzelii, Jacobus, gelangete auch zwar zu dieser Würde: aber zwischen ihm und seinem Vater waren noch drey andere, nämlich der Bischof Spegel von Linköping, der Bischof Steuchius von Lund in Schonen, und dessen Sohn, der Superintendent

dent zu Carlstadt in Warmeland. Da ich diese beyden letzteren Theologen, Vater und Sohn, besonders gekannt habe, so will ich von denselbigen hier einige nicht sonderlich bekannte Nachrichten kürzlich mittheilen.

Der Vater, Matthias Steuchius, war anfänglich Logices und Metaph. Professor auf der Universität zu Upsala, nachgehends Superintendent zu Hernösand über Angermannland und Westbothnien, ferner Bischof zu Lund über das Herzogthum Schonen und die Provinz Bleckingen, und endlich des schwedischen Reiches Erzbischof zu Upsala. Dieser hatte drey Söhne, Johannem, Matthiam und Claum. Johannes war anfangs Professor Logices & Metaph. auf der Universität Lund, nachher Professor philosophiae theoret. zu Upsala, ferner Superintendent zu Carlsstadt, und zuletzt an seines Vaters Stelle, Erzbischof. Dieser heurathete als Professor zu Lund, die Tochter Haguini Spegels, damaligen Bischofes zu Linkiöping in Ostgothland, mit welcher er einige Kinder erzielet. Matthias studirete Jura, und erhielte, nach abgelegten Reisen in fremde Länder, die Protocollssecretarii Bedienung bey dem königlichen Senate zu Stockholm, starb aber in der besten Blüthe seiner Jahre. Claus war im Jahre 1711 Professor philosophiae extraordinarius, und Convictorii Regii Praepositus zu Lund, nachmals 1719 Prof. Mathemat. zu Upsala,

sala, und ward 1728 zum Commercienrath in Stockholm ernennet. Der Töchter des Erzbischofes, Matthiä Steuchii, waren vier. Die älteste hatte zur Ehe Petrum Asp, Pastorem und Praepositum zu Norkiöping, nachgehends Superintendenten zu Hernösand. Die zweyte war verheurathet an Thomas Ihre, Prof. Theol. zu Lund, und nachmaligen Domprobsten zu Linkiöping, von welcher unter andern der jetzige Professor Eloquentiae und Polit. zu Upsala, Johannes, geboren wurde. Die dritte Tochter hatte Bonde Humerum, anfangs Mathes. Prof. zu Lund, und nachgehends Theol. Prof. primar. auf eben derselben Universität und zugleich Domprobst. Die vierte war 1711 noch unverheurathet.

Von dem ersten Erzbischofe Steuchio besitze ich nur eine Disp. philos. de decretis, welche er 1682 als Prof. Log. et Metaph. zu Upsala gehalten: es ist aber glaublich, daß deren wohl mehr gewesen. Nachgehends aber habe ich ihn als Bischof in Schonen und Bleckingen die jährlich zu Lund zu haltenden Disputationes synodales einigemal dirigiren gesehen, und seine dabey gehaltene Reden und Discourse mit vielem Vergnügen angehöret. 1719 hat er als Erzbischof in der Ritterholmskirche zu Stockholm die Leichenpredigt auf Carl den Zwölften gehalten, und ist 1721 zu Upsala gestorben.

Der

Der jüngste Erzbischof, Johannes Steuchius, hat, als Prof. philos. folgende Disputationes zu Lund gehalten:

1) De erroribus scriptorum gentilium circa origines, nomen & mores Judaeorum, 1705.

2) De Herodianis, 1706.

3) De bibliothecis veterum, 1708.

4) De propagatione animae humanae, 1709.

5) De scepticismo philosophico, 1709.

Von seinen theologischen Arbeiten, die er nachgehends als Prof. Theol. zu Upsala vorgenommen, ist mir nichts weiter bekannt, weil ich 1712 aus Schweden gereiset. Er hat aber noch im Jahre 1735 als Erzbischof gelebet; und, wie ich nachgehends vernommen, ist er 1742 den Weg alles Fleisches gegangen.

Von Elao Steuchio habe ich eine Dissertat. de ignorantia docta, die er 1711 zu Lund, und eine andere de potentia hypotenusae in triangulo rectilineo, so er 1727 zu Upsala gehalten, gesehen; und, da er hernachmals in dem Commercienwesen zu Stockholm employiret wor-

worden, wird er vermuthlich wohl seitdem nichts mehr geschrieben haben.

N.

XXIX.

Maturin Veißiere de la Croze.

Diesen Gelehrten besuchete ich im Jahre 1734. Es war mir aufgetragen, ihm eine Anzahl Disputationen des bekannten seltsamen Professors zu Frankfurt an der Oder, Gyöngyößi a Pettien, worinn er den Vorzug der Frauen im Glauben vor den Männern aus der heiligen Schrift beweisen wollte, zu überreichen, mit dem Ersuchen, daß er solche der Königinn übergeben möchte. Ich fand einen Mann von entsetzlicher und überaus beschwerlicher Leibesdicke, aber freundlich und gesprächig; wiewohl ihm seine Ungemächlichkeit, welche mit noch andern Schwachheiten begleitet zu seyn schien, mehr als einen Seufzer auspressete. Die Disputationen schienen ihn eben nicht zu erbauen; gleichwohl nahm er sie an, und bezeugete: er hoffe, solche der Königinn selbst zu präsentiren. Als ich, nach meiner Rückkunft von der Universität, im September des Jahres 1738 wieder zu ihm kam, konnte mich

mich nichts anders, als Erstaunen und Mitleiden, einnehmen. Er war stark mit dem Fußübel gequälet, und von einer so ungewöhnlichen Dicke und Schwere des Leibes, daß er sich kaum bewegen noch regen konnte. Er rauchete, aus einer höchstens zwey Finger langen Pfeife, Tabak. Da er aber die Macht nicht hatte, das Haupt zu rühren, ließ er den Speichel, wie ein kleines Kind, in ein unter dem Halse hangendes Tüchlein laufen. Unsere vornehmste Unterredung betraf den berühmten Professor Jablonski zu Frankfurt an der Oder, von welchem er nicht genug fragen und hören konnte. Doch ich hatte etwan eine Viertelstunde bey ihm gesessen, da er anfieng zu weinen, wie ein kleines Kind, und mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ich, wegen einer Menschlichkeit, welche ihn überfiele, ein wenig abtreten möchte. Sein in Kupfer gestochenes Bildniß ist ihm überaus ähnlich. Nur sahe er noch häßlicher aus, als er auf den Kupferstichen lässet.

Ein kleines sinnreiches Gedicht, welches einem erhabenen Verfasser zugeschrieben wird, verdienet, daß ich es hieher setze:

Vers

sur une Dispute survenüe entre le Pere *Tournemine* & Mr. de *Voltaire*.

Quand *Tournemine* dit dans sa docte fureur,
Nous parlant de grandeur, longueur & d'epaisseur,
Que notre esprit n'est point l'effet de la matiére;
Il ne regarde pas, l'aveugle temeraire,
Qu'il combat le pouvoir de l'être créateur.
Mais, qu'il vienne à Berlin: malgré son ignorance,
De l'esprit de *le Croze* admirant la grandeur,
Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matiére pense.

Der verstorbene geheime Rath Jordan hat sein Leben beschrieben. Es hat aber solches der Erwartung der Gelehrten keine Genüge gethan. Und gewiß, seine hernachmals an das Licht gekommene Briefe, welche doch Herr Jordan größtentheils zu seinem Gebrauche hatte, zeugen zur Genüge, daß er auf die Lebensbeschreibung den gehörigen Fleiß nicht gewandt

wandt habe. Besonders hat mich Wunder genommen, daß der Besuche, womit ihn der damalige Kronprinz, Seine jetzt glorwürdigste Majestät in Preußen, in den letzten Jahren seines Lebens beehret, gar keine Erwähnung geschehen. Auf einen derselben hatte la Croze ein kurzes französisches Gedicht verfertiget, welches damals in jedermanns Händen war, und sehr gerühmet wurde.

S. 142 thut Jordan eines Briefes de la Croze Meldung, den er 1715 an Bergern, Pasteur d'une des eglises reformées de Berlin, geschrieben habe. Es ist aber dieser Berger, welcher zuvor Schulrector zu Berlin gewesen war, als lutherischer Prediger bey der Friederichsstädtischen und Jerusalemskirche gestorben.

S. 178. Mr. *Gerdes* en écrit ainsi à un ami. Dieser Freund ist wohl der selige gelehrte Hofprediger Noltenius gewesen; welcher mit dem Herrn Doct. Gerdes einen Briefwechsel unterhielt.

S. 213. Histoire d'un voyage litteraire, imprimée à la Haye en 1735. Es ist nicht unbekannt, daß Jordan selbst hiervon der Verfasser sey.

S. 238. Nisi nouum & minus praeuisum superuenisset impedimentum. Es war dieses der

der gemeldete Hofprediger Noltenius, welchem Jablonski sein Vornehmen, seine ausgearbeitete ingenuam in Nestorianismum inquisitionem in verschiedenen nach einander zu haltenden Disputationen an das Licht zu stellen, eröffnet hatte; dieser widerrieth ihm solches, aus dem Grunde, daß er meynete, die Herren Lutheraner möchten etwa einen Anstoß daran nehmen. Er wollte also lieber, daß er mit der Ausgabe des Werkes noch ein wenig verziehen möchte. Er wollte ihm einen Verleger in Holland verschaffen, welcher ihm für seine Arbeit noch einige Erkenntlichkeit beweisen würde, da er es denn zugleich mit dem sehr raren Werke des Derodon de supposito, welches er besäße, herausgeben könnte. Indessen war die erste Disputation bereits nach akademischen Gebrauche öffentlich angeschlagen, und wurde also gehalten, das übrige aber blieb liegen, um den Herrn Noltenius nicht etwa zu beleidigen. Vergl. neue gel. Europ. XI. Th. 570 S.

L.

XXX.

Stephanus Jordan.

Dieser Mann war erst französischer Prediger zu Prenzlow, legete aber sein geistliches Amt nieder, und hielt sich eine Zeitlang als Privatus zu Berlin auf. Man sagete damals, er wäre aus übermäßiger Traurigkeit über das Absterben seiner Eheliebste in eine schwere Melancholie verfallen. Und in der That, sahe er trübe genug aus. Personen, welche ihn näher kannten, versicherten, daß er das Predigtamt bloß deswegen niedergelegt habe, weil er von demjenigen, so er predigte, keine Ueberzeugung gehabt habe. Dem sey wie ihm wolle; er entsagete dem Predigen gänzlich, und kam darauf an den kronprinzlichen Hof zu Rheinsberg. Hier und zu Berlin habe ich verschiedentlich Gelegenheit gehabt, mich mit ihm in Gesellschaft zu befinden. Er war meistentheils mäßig, aufgeräumt und gesprächsam: doch fehlete es ihm zuweilen nicht an bons Mots. Einmal ward zu Rheinsberg von der nöthigen Uebung junger Leute im Predigen geredet; da er denn meynete, es sey keine Ketzerey in der Christenheit, oder er habe sie wohl von Candidaten predigen gehöret. Er sollte um vier Uhr des Nachmittages, zu Verrichtung seiner gewöhnlichen

Function,

Function, bey den Kronprinzen kommen; da er denn seine Gesellschaft in den Schloßgarten begleitete. Der Kronprinz war in demselben, und, auf Befragen an ihn, was es für Personen wären, wich er ihr von einer Allee zur andern aus. Ich kann übrigens nicht glauben, daß er in Ansehung der Religion so ganz gleichgültig, und mehr als dieses, gewesen seyn solle, wie man ihm wohl nachgesaget hat. Wenigstens hielt er mit verschiedenen rechtschaffenen Geistlichen einen freundschaftlichen Umgang, ließ sich in der Kirche sehen, und sprach zuweilen ganz gründlich von Religionssachen.

L.

XXXI.

Peter Burmann, der ältere.

Herr Nemeiz hat eine Abhandlung unter dem Titel: Breteurs in der Republique der Gelehrten. In derselben schreibet er unter andern:

Den Professor Burmann zu Leiden nennet die Histoire litteraire de la Haye, mois de Janv. 1726, le redoutable *Burmann*. Und es ist bekannt, daß derjenige nicht ungeschlagen davon

gekommen, der sich an ihn gerieben. Er schreibt aber nicht gar zu höflich, wenn er anfängt, sondern ziemlich massiv, nach Art der holländischen Matrosen.

Der Professor Heumann zu Göttingen läßt auch nicht leicht etwas vorbeygehen, wenn er sich an jemand reiben kann.

Burmann und Heumann sind, ihren Sitten nach, puri puti Scholastici, die man folglich nirgends anders, als nur auf Universitäten, gebrauchen kann.

Von dem Burmann schreibt der Herausgeber der satyrischen Schriften des Herrn Gundling in der Vorrede: Seine kritische Grobheit hat ihm schon längst unter den lateinischen Bullenbeißern einen Rang zuwege gebracht. *) So weit Herr N.

Ich kann nicht Bürge seyn, daß die gemeine Erzählung wahr sey, daß ihm auf seinem letzten Krankenbette der eine Fuß habe müssen abgenommen werden, und er nach der Operation gesaget habe: nun würden die Leute vom geist-

*) Il faut laisser aux *Burmanns* & aux autres Portefaix du Parnasse, le privilége de vomir des torrens d'injures pour des mots, pour une variante, pour une certaine orthographie. *Observ. sur les écrits modernes, Tom. VII. Lettre 100. p. 222.* It. *le Clerc* Parrhasiana, Tom. I. p. 250.

geistlichen Orden nicht mehr sagen können: Quod Petrus Burmannus sit bipedum nequissimus.

Als er noch zu Utrecht gestanden, soll der kleine Brakonier der einzige Prediger gewesen seyn, für welchen er noch einige Achtung und Furcht geheget.

Einer seiner gewesenen Zuhörer hat mir für gewiß versichert, daß er in seinen Vorlesungen die Gewohnheit gehabt, die letzten Sylben der commatum, membrorum und periodorum zwey bis dreymal zu wiederholen. Nun habe er einmal bey dem Worte recepisse, wiederholet, pisse, pisse, pisse. Worauf seine Aufwärterinn, welche, weil er das Wasser nicht wohl halten können, gewohnt war, ihm öfters das Nachtgeschirr zu reichen, eilig mit demselben in die Collegienstube gekommen, und dadurch ein großes Gelächter verursachet habe.

Daß der jetzige amsterdamische Professor, *Petrus Burmannus* secundus, (wie er sich, in Nachahmung der großen Herren, nennet) in der Qualität eines gelehrten Renommisten, seinem Oheime, *Petro Burmanno* primo, nichts nachgebe, ist aus den Actis Eruditorum und aus verschiedenen seiner Gedichte auf gelehrte Männer, von welchen er meynet beleidiget zu seyn, oder welche nicht die Ehre haben, ihm zu gefallen, keinesweges unbekannt. Des Herrn

M. Klotz Anti-Burmannus stellet ihn dar, wie er ist.

L.

XXXII.

Johann Christoph Wolf.

Schwach im Kopfe können Gelehrte von vielem Studiren werden; wie ich denn selbst zwey grundgelehrte Männer gekannt, deren Kräfte des Verstandes ganz abgenutzt geschienen. Der erste war der berühmte le Clerc zu Amsterdam, welcher zuletzt fast in die Kindheit zu gerathen schien; wiewohl auch das Alter da war, indem er schon die neun und siebenzig Jahre erreichet hatte. Der andere war der nicht weniger berühmte Pastor Wolf zu Hamburg. Er hatte noch nicht sechzig Jahre, da er starb, war aber schon so blöde, daß man den Abgang seines Verstandes merklich an ihm verspürete.

N.

XXXIII.

XXXIII.

Theodor Normann.

Die Menagiana (Paris 1715. Tom. I. p. 2) erwähnen einer Sotise d'une niéce de *Peiresc*, qui bruloit, pour allumer son feu, des lettres, qu'on lui avoit écrites, & dont elle avoit eu un cabinet tout plein. Ein gleiches ist dem großen Glossario Graeco des berühmten Normann, Professors der griechischen Sprache auf der Universität zu Upsala, und ernannten Bischofes zu Gothenburg wiederfahren. Er hatte gar lange Zeit daran gearbeitet, und verschiedene Reisen in fremde Länder gethan, um alles, was ihm zu seinem Vorhaben dienlich seyn möchte, zu sammlen. Selbst war dieses Werk beynahe fertig, als der Tod diesen gelehrten Mann hinwegnahm. Sein einziger Sohn, welcher dazumal ein lüderlicher Bursche war, ward Soldat, und bedienete sich der Handschriften seines Vaters, und unter andern dieses Glossarii, um die Tabakspfeifen damit anzustecken, welche er auf der Wache rauchete.

Dieser junge Mensch ist gleichwohl hernach von seinen Ausschweifungen zurück gekommen. S. Noua litteraria Sueciae 1722. p. 287. Er

ist aber auch in eben diesem Jahre den sechsten May gestorben.

N.

XXXIV.

Annibal Albani.

Als Papst Clemens der Zwölfte diesen Cardinal in etwas disgraciirte, und durch ein Billet ihn von der Congregatione super non nullis ausschloß, antwortete er demjenigen, der ihm dieses Billet brachte: Sa Sainteté m'a fait un plaisir extrême de me dispenser d'employer plus longtems mon ministere dans des choses, où, pour s'en mêler, il faudroit avoir une toute autre conscience que la mienne. Außen auf diesem Billette stund: De la part du Pape au Cardinal Annibal Albani. Vierzehen Tage hernach bekam er abermals ein Billet, wodurch ihm der Papst erlaubete, der Congregation wieder mit beyzuwohnen, und sein Votum, nach wie vor, in denen daselbst zu verhandelnden Sachen zu geben; worüber er denn auch von allen Großen die Complimente empfangen. Gehet er wieder hinein, so ist entweder seine Antwort auf das erste Billet nicht aufrichtig gewesen; oder er muß eben

so

so ein Gewissen haben, wie die übrigen Membra dieser Congregation. Außen auf diesem letzten Billette haben folgende Worte gestanden: A nôtre venerable Frere, le Cardinal, Annibal Albani, nôtre Camerlingue &c. Ob nun der Cardinal, wenn er der Congregation wieder mit beygewohnet, sein Gewissen beobachtet, oder sich den plurimis votis conformiret, ist mir nicht bekannt. Man meynet, daß, weil der Cardinal von dem Volke zu Rom sehr geliebet wird, und desfalls ein ziemliches Murren und Misvergnügen unter demselben über das erste Billet entstanden, der Papst zu anderen Gedanken gekommen sey. Der Cardinal Banchieri, Secretaire d'Etat, selbst, als ihm solches zu contresigniren zugeschickt worden, habe solches zu thun refusiret, und gesaget: Qu'il ne pouvoit signer des choses, dont on ne lui avoit pas fait l'honneur de lui donner connoissance.

N.

XXXV.

XXXV.

De Crebillon.

Die Desmars, eine fameuse Actrice in der französischen Komödie zu Paris, wollte sich eines Tages an dem durch seine Tragödien bekannten Mr. de Crebillon reiben, und fragete ihn in dem Rechaufoir des Theaters: Combien, Monsieur, tués vous dans la nouvelle Tragédie, que vous allés mettre sur le Theatre. Er antwortete ihr sogleich, ohne sich zu decontenanciren: Autant, Mademoiselle, auxquels vous avez donné la V.. Mr. de Crebillon ward taxiret, daß er in seinen Theaterstücken ein wenig allzugrausam wäre.

N.

XXXVI.

Porel.

Herr Porel, ein gelehrter und geschickter Advocat zu Stockholm, mengete jederzeit viel Latein in seine Proceßschriften ein. Es ward ihm befohlen, künftig rein Schwedisch darinne zu schreiben. Da er nun eines Tages vor

vor dem Senat advocirte, hatte er wiederum seine Schrift mit lateinischen Brocken angefüllet, und als der königliche Secretair ihm einen Verweis darüber gab, nahm Porel sein Papier, wendete sich zu dem Reichsrath, Grafen von Cronhielm, welchen er für den gelehrtesten hielt, und sagete zu ihm: Ich bitte, Ew. Excellenz wollen denen andern Herren dasjenige expliciren, was sie nicht verstehen.

XXXVII.

Richard Steele.

Steele gab vortreffliche Haushaltungsregeln: niemand aber war ein schlechterer Haushalter, als er. Seine Verschwendung versetzte ihn öfters in gar verdrießliche Umstände. Da er bey allen, die ihn kannten, sich eine allgemeine Liebe erwarb, so war er die Ergötzung der liebenswürdigsten Gesellschaften zu London. Ein sehr reicher Baronet aus Lincolnshire, und Steelens großer Bewunderer, überhäufete ihn unaufhörlich mit Lobeserhebungen und Bezeugungen seiner Hochachtung; er both ihm auf eine dringende Weise seinen Credit und seine Mittel an; und vornehmlich, daß er zu keinem andern seine Zuflucht nehmen möchte, wenn er in Verlegenheit gerathen sollte.

te. Es dauerte nicht lange, als Steele sich darinnen befand. Er gieng zu seinem Freunde. Dieser dachte an nichts weniger, als an die Ursache dieses Besuches; er erschöpfete sich in Anerbiethungen seiner Dienste, und redete von nichts, als von dem Verlangen, welches er trüge, eine erwünschte Gelegenheit dazu zu finden. „Wie?“ sagete Steele, „und eben „diese verhenkerte Gelegenheit ist es, welche „mich zu Ihnen führet. Ich habe hundert „Pfund nöthig, einen Gläubiger, der mich „plaget und nicht warten will, zu besänftigen.“ Dieses unerwartete Ersuchen setzete den Baronet in die äußerste Verlegenheit; er machete stammlend einige schlechte Entschuldigungen. „Was? mein Herr!“ antwortete Steele, „Sie haben mich durch Ihre falschen Versprechungen dahin vermocht, daß ich Ihnen „meine Umstände entdeckt habe, und nun weigern Sie Sich? Hören Sie, ich kann alle „Unglücksfälle standhaft ertragen: aber den „Schimpf, den Sie mir anthun, kann ich „nicht ertragen. Entweder leihen Sie mir „sogleich das Geld, das Sie mir angebothen „haben, oder bereiten Sie Sich, meine Rache „zu empfinden.“ Steele stieß diese Worte mit einem solchen Ernste aus, daß der Baronet zitterte, sein Buch nahm, und ihm einen Zeddel auf hundert Pfund überreichete. Steele nahm ihn, sahe den furchtsamen Leiher mit Verachtung an, und sagete zu ihm: „Mein „Herr

„Herr Baronet, so wenig Lust ich habe, diese „Summe einem nichtswürdigen Menschen, „wie Sie sind, schuldig zu seyn, so nehme ich „gleichwohl Ihren Zeddel an, und verspreche, „Ihnen das Geld ehesten Tages wieder zu ge„ben. Damit Sie aber ins Künftige nicht so „freygebig in Anerbiethungen Ihrer Dienste, „noch so niederträchtig in Ihrem Betragen „seyn mögen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen „eine Warnung gebe." Sogleich fassete Steele den Baronet bey der Nase, zog ihn stark dabey, und zwang ihn zu bekennen, daß er der nichtswürdigste Mensch sey. Journal encyclop. Tom. VII. P. I. p. 131.

XXXVIII.

Asberry.

Daß für die geschicktesten Geistlichen öfters am schlechtesten gesorget werde, ist bekannt genug. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel.

Der Lord Orrery, der seiner alten Herrschaft beständig ergeben blieb, lebete weit vom Hofe entfernet. Nach dem Umsturze der königlichen Familie hatte er sich auf sein ehedem von den Staaten Edmunds, Grafens von Cornwallien, abhängiges Schloß zu Marstow

in die Einsamkeit begeben. Er kam aus demselben nie heraus, als allein, um in die Kirche zu gehen, welches er alle Sonntage that. Eines Tages blieb der Prediger so lange aus, daß der Lord anfieng, ungeduldig zu werden. Einer seiner Leute meldete ihm, es fände sich ein Mann in der Kirche, welcher um Erlaubniß ansuchete, statt des abwesenden Predigers zur Versammlung zu reden. Der Lord fand seine Neubegierde rege, ihn zu hören, und, in Meynung, daß es einer von den Schwärmern seyn würde, welche damals England überschwemmeten, erlaubete er ihm, zu predigen. Dieser bestieg die Kanzel, und redete mit solcher Beredsamkeit, Einsicht und Gelehrsamkeit, daß der Lord Orrery sich darüber verwunderte, und, voll von Achtung für den Redner, beym Herausgehen aus der Kirche zu ihm gieng, ihn umarmte, zum Essen behielt, und ihn bat, seinen Namen zu nennen; da er denn folgende Antwort erhielt: „Mylord, ich heiße Asberry; ich bin ein Geistlicher der englischen Kirche, und getreuer Unterthan des Königes. „Seit drey Jahren lebe ich in einer elenden „Strohhütte unter der Mauer Dero Kaninichenbehältnisses. Mein Sohn ist bey mir; „wir lesen und graben eines um das andere. „Ich habe ein gutes Gedächtniß, wenig Bücher, und besitze nichts: ich kann aber die „Strenge meines Schicksals ertragen.“ Der Graf Orrery war reich, aus einem vornehmen

men Geschlechte, mächtig, aber auch freygebig. Er gab dem gelehrten und unglücklichen Bewohner des Kaninichengartens einen Gehalt von dreyßig Pfund Sterling. Die Strohhütte, das Haus, der Garten, und die Geräthschaft des Asberry werden noch sorgfältig von den Lords, Grafen von Cockel und Orrery aufbehalten. Eben daselbst S. 133.

Johann Heinrich Böcler,

geb. zu Cronheim in Franken 1611. gest. 1672.

I.

Böcler ward als Professor und Canonicus an der Thomaskirche zu Strasburg von der Königinn Christina nach Schweden berufen, und zum Professor der Beredtsamkeit zu Upsal, so wie im nächstfolgenden Jahre zu ihrem Historiographus erkläret. Da er aber die schwedische Luft eben so wenig gewohnen, als sich in die schwedischen Köpfe finden konnte, nahm er seinen Abschied, behielt eine Pension von achthundert Gulden, und ward wieder Professor zu Strasburg.

II.

Was er von dem Genie der Schweden gehalten, kann man aus den Worten schließen,

mit welchen er einst die Studenten zu Upsal anredete, als sie unter seinen Vorlesungen über den Tacitus plauderten, und einigen Muthwillen trieben: **Das fassen aber die dummen Köpfe der Schweden nicht** *), rief er aus. Einer seiner Zuhörer, der nachmalige Graf und königliche Rath **Lindschioeld** stand darüber vom Stuhle auf, gieng sogleich aus dem Auditorio, und sagte im Weggehen: **Sie fassen es wohl, Herr Professor, ja noch ein mehreres** **).

*) Sed haec non capiunt stupida Suecorum ingenia.

**) Capiunt haec, imo plura, Domine Professor.

III.

Böcler führete sich in Schweden, selbst gegen die Königinn, ziemlich trotzig auf; denn da sie einst Willens war, eine griechische Tragödie aufführen zu lassen, und **Böcler**, als ein Mann, der in der griechischen Sprache stark war, eine Rolle dabey übernehmen und mitspielen sollte, ließ er der Königinn zur Antwort sagen: Sie habe ihn nicht zum Komödianten, sondern zum Professor berufen.

IV.

Der Mangel der Bescheidenheit war auch Ursache, daß einst eine Anzahl Studenten ihm aufpaßten, da sie wußten, daß er zu einem Besuche

suche gegangen war, und ihn, da er wieder nach Hause gehen wollte, mit allerhand Spöttereyen begleiteten, endlich selbst vor der Thüre seines Hauses ihm die Hosen abzogen, und einen derben Product gaben, worauf sie sich zu gütigem Andenken empfohlen, und ihm eine geruhige Nacht wünschten.

V.

Böcler war einer von den ausländischen Gelehrten, welche die Großmuth und Freygebigkeit Ludwigs XIV. auf eine vorzügliche Weise zu rühmen hatten: er erhielt jährlich zweytausend französische Pfunde von ihm.

Daniel Heinsius,

geb. zu Gent 1580. gest. den 25sten Febr. 1655.

I.

Heinsius liebete den Trunk so sehr, daß, wenn er ein Gleichniß gab, er es insgemein vom Trinken hernahm. Er sagete z. E. einsmals: Die Werke des Plato kämen ihm so bezaubernd vor, daß, wenn er nur eine Seite darinne gelesen hätte, er davon so berauscht würde, als wenn er zwanzig volle Gläser Wein getrunken hätte.

II.

Als er einst unter guten Freunden bis tief in die Nacht geschmauset, und sich so betrunken hatte, daß er den folgenden Tag nicht im Stande war, seine gewöhnlichen Lectiones zu halten, schlugen einige Studenten an die Thüre seines Hörsaals einen Zettel mit den darauf geschriebenen Worten an: **Daniel Heinsius wird heute nicht lesen, weil er sich gestern betrunken hat** *).

*) Daniel Heinsius hodie non leget, propter hesternam crapulam.

III.

Er soll auch, als er einst Abends ziemlich bezecht nach Hause gieng, und die Füße ihn nicht recht tragen wollten, folgende zween Verse gemacht haben:

Sta, pes, sta, mi pes, sta, pes, nec cadere, mi pes;
Sta, pes, aut lapides hi mihi lectus erunt.

„Steh, Fuß, steh, mein Fuß, steh, steh,
„und falle nicht; steh, Fuß, steh, oder ich
„muß hier auf den Steinen schlafen."

IV.

Alles, was Daniel Heinsius in seinen jüngern Jahren arbeitete, schickete er dem Joseph Scaliger zur Durchsicht, und bat sich sein Urtheil

theil darüber aus. Er hatte unter diesem Scaliger zu Leiden einige Zeit studiret, und dieser liebete ihn so, daß er ihn insgemein seinen Sohn nannte, wie er ihm denn auf seinem Todbette seine ganze Bibliothek vermachen wollte, welches Heinsius aber nicht annahm, sondern sich mit einigen Büchern aus derselben begnügen ließ.

V.

Die Republik Venedig machte ihn seiner Verdienste wegen, und als er derselben in einer öffentlichen Rede zur Allianz mit den vereinigten Niederlanden gratulirte, zum Ritter St. Marci; der venetianische Abgesandte, Marcus Antonius Morosini, hieng ihm im öffentlichen Rathe eine goldene Kette um, und händigte ihm das Diploma ein.

VI.

In seinem Alter ward er von der Gicht hart angegriffen, und sein Gedächtniß nahm dermaßen ab, daß er fast nichts mehr behielt, als was er in seiner Jugend erlernet hatte; wie er denn das ganze vierte Buch der Aeneis des Virgils auswendig herzusagen wußte.

Desiderius Erasmus von Rotterdam,

geb. 1467. gest. 1536.

I.

Erasmus war außer der Ehe erzeugt, und hatte anfänglich die Namen Gerhardus Gerhardi bekommen, weil sein Vater Gerhardus hieß. Seine Mutter starb an der Pest, und der Vater folgete ihr aus Betrübniß bald nach; worauf die Vormünder den jungen Erasmus zum Klosterleben bestimmeten, und es wirklich dahin brachten, daß er sich in dem Kloster Emaus oder Stein mußte einkleiden lassen.

II.

Ein Paar junge Edelleute aus Engeland, die den Unterricht des Erasmus, als er sich zu Paris aufhielt, genossen hatten, beriefen ihn nach ihrer Zurückkunft nach Engeland, und brachten ihn nicht allein mit den berühmtesten Gelehrten in Bekanntschaft, sondern auch bey dem Könige Heinrich VII in so große Gnade, daß ihn dieser, nach gegebener Audienz, ansehnlich beschenkete. Dieses Geschenk aber, das er mit sich nach Holland nehmen wollte, ward ihm, bey Untersuchung seiner Sachen, da er in das Schiff

Schiff stieg, wieder weggenommen, worauf er sich zum Könige zurück begab, um sich darüber zu beschweren, und doppelt so viel von ihm aufs neue geschenkt bekam.

III.

Aus England that er eine Reise nach Italien, und erhielt vom Papst Julio II. Erlaubniß, sein Ordenskleid, das er ohnedem nicht gern trug, abzulegen, da es besonders der Kleidung derer sehr ähnlich sahe, die zu denen von der Pest angesteckten Personen giengen. Diese Aehnlichkeit brachte ihn einst in Gefahr, gesteiniget zu werden, weil er denen ihm begegnenden Personen nicht so, wie die andern, aus dem Wege gieng.

IV.

In seinem Testamente verordnete er, seine Güter in drey Theile zu theilen, wovon der eine alten unvermögenden Leuten, der andere armen unverheuratheten Frauenzimmern zum Heurathsgute, und der dritte geschickten Studenten gegeben werden sollte.

V.

Nicht allein große Potentaten, sondern auch ganze Städte schätzeten den Erasmus hoch, und beschenkten ihn, wenn er durchreisete, mit Wein und andern Geschenken, die man sonst nur regierenden Häuptern zu machen pfleget.

VI.

Ein Minorit zu Brügge predigte wider ihn und Luthern, und nannte sie Esel, Kraniche, Bestien, Klötze, Antichristen. In den Schriften des Erasmus stunden, seiner Meynung nach, lauter Ketzereyen; und als ein Gelehrter ihn fragete, ob er dieselben gelesen habe, gab er zur Antwort: er möge sie nicht lesen, weil er besorgen müsse, daß das hohe Latein ihn selbst ketzerisch machen könnte.

VII.

Erasmus hatte einst einem Buchdruckergesellen ein Gratial versprochen, und es ihm hernach nicht gegeben, wofür sich dieser auf eine ziemlich boshafte Art rächete. Als nämlich Erasmus ein Buch unter dem Titel Vidua drucken ließ, und eine Zueignungsschrift an die Königinn von Ungarn dazu gemacht hatte, in welcher er ihre Mildthätigkeit gegen die Armen rühmete, und mit diesen Worten schloß: Atque mente illa vsam eam semper fuisse, qua talem foeminam deceret,*) so verwandelte der Setzer das mente illa in mentula, welchen bösen Streich Erasmus selbst in einem Briefe an Peter Curtium erzählet.

*) Solche Gesinnungen, wie sie einer so großen Frau anständig sind, hat sie stets gehabt.

VIII.

VIII.

Ein Carmelit, der vor dem Könige von Frankreich predigte, sagete in seiner Predigt: „Der Antichrist wird nun bald kommen; seine „Vorläufer sind schon da: Jacob Faber in „Frankreich, Reuchlin in Deutschland, und „Erasmus in Brabant.

IX.

Erasmus dedicirte einst einem Prälaten ein Buch, welches er sauber in Purpur einbinden, auf dem Schnitte vergolden, und dem Prälaten einhändigen ließ, in der Hoffnung, eine ansehnliche Belohnung dafür zu erhalten. Der Prälat ließ sich das Buch gefallen, rechnete aber nach, was es dem Erasmus wohl gekostet haben möchte, und schickte ihm eben so viel, nebst seiner Danksagung zurück. Erasmus rächete sich an dem Prälaten mit folgenden stachlichten Worten: „Ich glaubete, mein Buch verschenkt „zu haben, und, wie ich sehe, habe ich es ver„kauft. Der Prälat würde, wenn er seinem „Genie folgete, einen trefflichen Buchhändler „abgeben, und nicht leicht Banquerout machen, „da er die Bücher so aufs Haar zu taxiren „weis."

*) Ego meum librum arbitrabor donaſſe, vendidi, vt apparet. Si Praeſul vti vellet ingenio, optimus euaderet Bibliopola, nec facile decoqueret, qui tam ex amuſſi librorum nouit pretia.

X.

Eine seltsame Art von Widerspruche findet sich in der frobenianischen Ausgabe der Adagiorum des Erasmus vom Jahre 1515. Die Ueberschrift der Vorrede lautet: Erasmus Roterodamus ad candidum Lectorem de *secunda* Chiliadum *aeditione*, *) und gleich darauf heißt es: Futurum auguror, vt simul atque nasutior aliquis viderit hoc *Adagionum* *) opus jam *tertium* in lucem exisse, u. s. w.

*) So stehet es gedruckt, zum Trost der schlechten Druckereyen und ihrer unwissenden Correctoren.

XI.

Esaias Pufendorf schätzete die Colloquia des Erasmus so hoch, daß er sie beständig bey sich führete, und nicht leiden wollte, daß man sie für ein bloßes Schulbuch erklärete, indem es nur erwachsene und kluge Männer zu nutzen wüßten.

XII.

Erasmus konnte anfänglich sich lange nicht entschließen, sich malen zu lassen: endlich aber erlaubete er es seinem guten Freunde, dem berühmten Holbein. Beza hat folgende Verse unter das Bildniß verfertiget:

Ingens

Ingens ingentem quem personat orbis Erasmum
Hic tibi dimidium picta tabella refert.
At cur non totum? Mirari desine, lector;
Integra nam totum terra nec ipsa capit.

„Den großen Erasmum, dessen Name „in der ganzen Welt gehöret wird, stellt ein „Gemälde dir hier nur halb vor. Warum „aber nicht ganz? Wundere dich nicht, „mein Leser! Ganz kann ihn die ganze Erde „nicht fassen.

XIII.

Die Mönche, welche seine beständigen und abgesagten Feinde waren, haben sich nicht besser an ihm rächen können, als daß sie elende Verse auf ihn machten, wovon folgende Grabschrift zum Beyspiele, die andern darnach zu beurtheilen, dienen kann:

Hic jaces, Erasmus, qui quondam bonus eras mus,
Rodere qui solitus, roderis a vermibus. *)

*) Der Verstand dieser Worte wäre leicht zu übersetzen, wenn er einer Uebersetzung werth wäre: die Wortspiele aber, und die schönen glatten Reime, die wesentlichsten Schönheiten dieser Mönchspoesie, würden darüber gänzlich zu Grunde gehen.

XIV.

Als Grynäus einsmals vor dem Papste ein Urtheil von den Schriften des Erasmus fällen sollte, sagete er: Erasmus plus nocuit jocando, quam Lutherus stomachando. „Erasmus „hat mehr durch Scherzen, als Lutherus „durch Eifern geschadet.“

XV.

Erasmus hatte einst ein Geschwür am Auge, das ihm sehr beschwerlich fiel; er war aber auf keine Weise zu bereden, es aufschneiden zu lassen. Da er nun in seines Freundes, des Ulrichs von Hutten, Epistolis obscurorum virorum die Worte las: Ego me diabolice inutilem faciam; „Ich will mich verteufelt unnütze „machen;“ fieng er dermaßen an zu lachen, daß das Geschwür von selbsten aufgieng.

XVI.

In seiner Vorrede zum Evangelisten Matthäus schreibt er wider das Verboth, die Bibel zu lesen, folgendes: Nach meinem Rathe sollen sie Bauern, Zimmerleute, Schmiede und Steinmetzen lesen; ja Huren und Kuppler sollen sie lesen. Hat Christus solche Leute von seinen Zuhörern nicht ausgeschlossen, so schließe ich sie auch nicht von seinen Büchern aus.

XVII.

Es ist bekannt, daß Erasmus den Tractat, de libero arbitrio, wider Doct. Luthern geschrieben, weil ihm sein heftiger Eifer nicht gefiel; doch war er anfänglich ein großer Verehrer von ihm. Dem päpstlichen Legaten, der ihn, wider Luthern zu schreiben, ermuntern wollte, gab er zur Antwort: „Doct. Luther ist „zu groß, als daß ich wider ihn schreibe; er „ist mir zu hoch, als daß er von mir verstan„den werde; ich werde aus einem einzigen „Blatte seiner Schriften mehr gebessert, als „aus allen Büchern des Thomas Aquinas.“

XVIII.

Als der Churfürst von Sachsen, Friedrich, ihn fragete, ob er wisse, was Luther Uebels gethan habe, daß man ihm so nachstellete, antwortete er: „Er hat zwey Hauptsünden be„gangen: einmal, daß er dem Papste an die „Krone, und hernach den Pfaffen und Mön„chen an die Bäuche gegriffen.“

Tycho Brahe,

geb. in Schonen 1546. gest. 1601.

I.

Es äußerte sich bey dem Brahe von Jugend auf eine besondere Neigung zur Mathematik, und den astronomischen Wissenschaften, in welcher Neigung er noch mehr bestärkt ward, da er in seinem vierzehenten Jahre sah, daß eine Sonnenfinsterniß zu der vorherberechneten Zeit richtig eintraf. Er legete sich aber wider den Willen seiner Aeltern sowohl, als auch seines Hofmeisters, auf diese Wissenschaften.

II.

Als er zu Rostock studirete, bekam er mit einem seiner Landesleute, Namens Paßberg, Händel, ohnerachtet er sich denselben ganzen Tag zu Hause gehalten, weil er aus der Astrologie gesehen hatte, daß ihm ein Unglück bevorstehe. Es ward ihm in diesem Zweykampfe der vordere Theil der Nase abgehauen, welchen er aber mit einer silbernen Nase so wohl zu ersetzen wußte, daß man es kaum wahrnahm.

III.

Als er von seinen Reisen durch Deutschland und Italien wieder nach Hause kam, wünschete seine Familie, ihn nun vermählet zu sehen. Man schlug ihm verschiedene reiche und vornehme Frauenzimmer vor: Tycho wählete sich aber ein Bauermägdchen aus seinem Dorfe, die sowohl an Schönheit, als auch an Tugend und Sittsamkeit, wenig ihres gleichen gehabt haben soll. Seine Freunde verfolgeten ihn dieser Heurath wegen so sehr, daß er sich genöthiget sahe, sein Vaterland zu verlassen.

IV.

Der König in Dänemark Friedrich II. erwies sich besonders freygebig gegen ihn, indem er ihm die Insel Huen, ein Landgut in Norwegen, ein Canonicat zu Rotschild, einen jährlichen Gehalt von zweytausend Thalern gab, und ihm noch auf hunderttausend Thaler zur Erbauung des Schlosses Uranienburg und Anschaffung allerhand astronomischer Instrumente schenkete.

V.

Nach dem Tode Friedrichs II. wußten es seine Feinde, und besonders der Hofmeister Valkendorf, bey dem jungen Könige Christian IV. so weit zu bringen, daß ihm sein Lehngut in Norwegen und das Canonicat zu Rotschild genommen wurden; ja daß ihm, da er

sich

sich hierauf nach Coppenhagen wandte, nicht einmal erlaubet ward, astronomische Beobachtungen auf einem Stadtthurme anzustellen.

VI.

Tycho Brahe spottete über die, die sich bey Sonnenfinsternissen bange werden ließen, und er selbst wagete es nicht, einen Schritt weiter zu gehen, wenn ihm früh Morgens ein altes Weib oder eine Leichenprocession begegnete; er kehrete sogleich um, und gieng gerades Weges wieder nach Hause.

VII.

Als er bey dem Herrn von Rosenberg zu Gaste war, und aus Schamhaftigkeit nicht von der Tafel aufstehen wollte, um das Wasser zu lassen, zog er sich eine Krankheit zu, an welcher er nach eilf Tagen starb.

VIII.

Als im Jahre 1572 der neue Stern in der Cassiopäa erschien, prophezeyete Tycho Brahe, es werde ein Prinz in Finnland geboren werden, und durch seine Waffen ganz Deutschland zittern machen, im J. 1632 aber wiederum verschwinden. Diese Prophezeyung, wenn es anders damit seine Richtigkeit hat, ist am Könige Gustav Adolph eingetroffen.

Marcus Meibom,

geb. zu Tönningen 1630. gest. zu Amsterdam 1711.

I.

Meibom fand besonders an der Untersuchung der Musik der Alten Geschmack. Die sieben alten Schriftsteller über diese Materie, die er ans Licht stellete, schrieb er der Königinn Christina in Schweden zu, und überreichete ihr das Buch selbst zu Stockholm. Er ward hierauf an ihren Hof berufen, an welchem er sich aber nicht lange behaupten konnte.

II.

Da Meibom auf eine närrische Weise in die Musik der Alten verliebt war, so brachte er es bey der Königinn Christina so weit, daß sie, nach seinem Angeben, allerhand musikalische Instrumente, wie sie bey den Griechen und Römern gebräuchlich gewesen, verfertigen ließ. Er wollte hierauf nun der Königinn mit diesen Instrumenten ein Concert, im Geschmacke der Alten, aufführen, und sang selbst mit seiner Stimme dazu, die in der That nichts weniger als angenehm war: dieses Concert fiel aber so übel aus, und Meiboms rauhe Stimme that insbesondere so schlechte Wirkung, daß der ganze

Hof mitten unter der Musik in ein lautes Gelächter ausbrach, und die Musikanten nebst ihrem Anführer zum allgemeinen Gespötte wurden. **Meibom**, welcher nicht Spaß verstand, und den jungen Arzt der Königinn, **Bourdelot**, für den Anstifter des Gelächters hielt, ward so aufgebracht, daß er vor den Augen der Königinn auf ihn los sprang, und ihm das Gesicht mit beyden Händen entsetzlich zerschlug, worüber er aber den Hof und das Königreich Schweden auf das schleunigste verlassen mußte.

III.

Nachdem **Meibom** aus Schweden verjagt war, begab er sich nach Dänemark zu **Friedrich** III, der ihn zum Professor auf der Ritterakademie zu Soroe, hernach zu seinem Bibliothekarius und Hofrathe machete, und, da seine Einkünfte noch nicht zureichen wollten, ihm den einträglichen Dienst eines Zolleinnehmers zu Helsingöhr gab. Der Staatsminister, **Gabel**, der sein Freund nicht war, und die Rechnungen, die seine Sache nicht waren, verwickelten ihn in allerhand Verdrießlichkeiten, die ihn endlich nöthigten, sein Amt und Dänemark zugleich zu verlassen.

IV.

Zu Amsterdam, wo er nach der Zeit Professor der Geschichte am Gymnasio war, machete er sein Glück eben so wenig. Der Bürger-

germeister daselbst wollte seinen Sohn gern privatim von ihm unterrichtet haben: Meibom schlug es aber ab, und ließ ihm sagen, daß er nur Studenten, nicht aber Jungen zu unterrichten gewohnt sey. Es läßt sich vermuthen, daß er sein Amt nicht lange mehr werde behalten haben.

V.

In Frankreich, wohin er sich nach diesem wandte, schrieb er einen Tractat, de fabricatione triremium, und erboth sich, Galeeren nach der alten griechischen und römischen Art bauen zu lassen: seine Vorschläge wurden aber nicht angenommen.

VI.

Den hebräischen Text der Bibel hielt er für sehr verfälscht, und wollte ihn nach Maaßgebung des alten hebräischen Sylbenmaaßes, welches er allein zu verstehen vorgab, wieder herstellen. Er that deswegen eine Reise nach Engelland, und wollte, wenn man ihm hundert und funfzig tausend Thaler bezahlete, den zweyten Versuch von Verbesserungen und Erklärungen des Textes der heil. Schrift drucken lassen, indem der erste Versuch schon vorher gedruckt war. Dieser Vorschlag aber ward, da er so kostbar war, und auch die englischen Bischöfe ihn für gefährlich hielten, nicht angenommen. Meibom bildete sich ein, der berühmte

Polus, der eben um diese Zeit an seiner Synopsi Criticorum arbeitete, sey Schuld daran, daß sein Vorhaben nicht zu Stande gekommen, und wußte sich nicht besser zu rächen, als daß er das Werk des Polus in einer mit den heftigsten Schmähreden angefüllten Critik herunter machte.

VII.

Meibom rühmete sich auch, die einzige Handschrift von des Hieronymus Auslegung über den Hiob zu besitzen, welche Augustinus schon zu seiner Zeit für verloren schätzte. Die französischen Buchhändler, welche die Werke des Hieronymus neu heraus gaben, sucheten diese Handschrift an sich zu kaufen: Meibom aber war so theuer damit, daß aus dem Handel nichts ward. Der Graf d'Avaux ließ ihm selbst zehn tausend holländische Gulden dafür anbiethen; aber Meibom war nicht der Mann, bey dem man Manuscripte handeln mußte, ob er gleich immer in großer Armuth lebete.

VIII.

Ich füge hier eine Anecdote von einem andern Meibom, der dem vorhergehenden gar nicht verwandt ist, bey. Johann Heinrich Meibom, Stadtphysicus zu Lübeck, hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß zu Bononien der ganze Petronius aufbehalten würde, und daß ihn der Reisebeschreiber mit seinen Augen

gen nicht ohne Bewunderung gesehen habe. Meibom bildete sich ein, daß von den Werken des Titus Petronius Arbiter die Rede sey, von denen wir nur einige Fragmente haben, und ward, als ein Criticus, von der Neugier getrieben, eine Reise von Lübeck aus nach Italien zu thun, um die Werke des Petronius ganz zu sehen. Er langete zu Bononien an, wandte sich an seinen Freund und Correspondenten, den berühmten Capponi, und bat, daß er ihm Gelegenheit verschaffen möchte, seine Neugierde zu stillen. Capponi, der über den Irrthum und den Misverstand seines Freundes heimlich lachte, führete ihn hierauf nach der Kirche, die dem heil. Petronio gewiedmet war, und worinne dessen Körper verwahrlich aufbehalten ward. Meibom erwachte gleichsam aus einem tiefen Schlafe, und ärgerte sich, eine so weite Reise ohne weitern Nutzen gethan zu haben, als daß er einen Heiligen kennen lernte, von dem er in seinem Leben noch nichts gehöret hatte.

Hugo Grotius,

geb. zu Delft 1583. gest. 1645.

I.

Grotius ist einer von den frühzeitigen Gelehrten, indem er schon in seinem achten Jahre lateinische Verse machte, im funfzehenten über philosophische Theses disputirte, und im sechzehenten den Martianus Capella mit Anmerkungen heraus gab.

II.

Da man ihm das Syndicat zu Rotterdam antrug, wollte er dasselbe unter keiner andern Bedingung annehmen, als wenn man verspräche, ihn nie wieder abzusetzen, weil er die Unruhen, die der Religion wegen entstehen würden, schon voraus sahe. Dem ungeachtet ward er nach der Zeit zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt, da er sich in die arminianischen Händel zu tief eingelassen, und die Partey des unglücklichen Barneveld genommen hatte. Er saß beynahe zwey Jahre auf der Festung Löwenstein, und da alles Ansuchen um seine Befreyung vergebens war, brachte ihn endlich seine Frau mit List aus dem Gefängnisse. Grotius beschäfftigte sich die ganze Zeit seiner Gefangenschaft hindurch mit Studiren, wozu er die

die Bücher aus des Vossius Bibliothek entlehnete. Seine Frau, welche die Erlaubniß erhielt, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen, beklagete sich bey der Obrigkeit, daß er ganz von Sinnen käme, indem er Tag und Nacht über arminianischen Büchern läge, und bat, daß man ihr erlauben möchte, diese Bücher wegzuschaffen: sie steckete statt der Bücher aber ihren Mann in die Kiste, und brachte ihn auf diese Weise glücklich durch; wiewohl die Soldaten, die den Kasten fortschaffen mußten, ihn so schwer fanden, als ob ein Arminianer darinnen stäke.

III.

Die Königinn Christina in Schweden ernannte ihn zu ihrem Abgesandten am französischen Hofe. Grotius war aber für einen Gesandten zu gelehrt; wie ihm denn bey seiner Zurückberufung nach Schweden allerley zur Last geleget ward, worüber er sich bey der Königinn verantworten mußte; seine ganze Verantwortung aber bestand in dem Complimente: Ich verbleibe Eurer Majestät unterthäniger Diener.

IV.

Als seine Frau der Königinn einst die Aufwartung machte, und als Frau Abgesandtinn das Tabouret bey ihr nahm, fragete ein Hofcavalier, der sie noch nie gesehen hatte, und der

sich über ihren dicken und starken Körper verwunderte, ein Frauenzimmer, das er mit ihr kommen gesehen hatte: Wer diese dicke Hure wäre. Es ist meine Mutter, mein Herr, antwortete das Frauenzimmer, und der Hofcavalier sahe, daß er mit seiner unbescheidenen Frage an die Tochter des Grotius selbst gekommen war. Aber wußte denn eine Tochter des Grotius nicht besser zu antworten?

V.

Seinem Gesandtschaftsprediger, der viel Eigenliebe hatte, und in seinen Predigten sich öfters einen Gesandten des Königes aller Könige und Herrn aller Herren nannte, verwies Grotius einst über der Tafel seinen Stolz: „Wenn „Sie ein Gesandter sind,“ sagete er zu ihm, „so sind Ihre Zuhörer alle mit einander regie„rende Herren; denn nur an diese werden Ge„sandte geschickt.“

VI.

Das Buch des Grotius, **von der Wahrheit der christlichen Religion**, ist in acht Sprachen übersetzt; in die deutsche, französische, englische, griechische, schwedische, persische, arabische und malachaische.

VII.

Es geschieht dem Grotius sehr Unrecht, wenn ihn ein gewisser *) Gelehrter zum Atheisten machen

machen will: daß er aber in den Meynungen der Religion ein wenig unbestimmt und veränderlich gewesen, kann wohl nicht geleugnet werden. Menagius hat daher folgende Verse auf ihn gemacht:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamin, Pylos, Argos, Athenae
Siderei certant vatis de patria Homeri;
Grotiadae certant de relligione Socinus,
Arrius, Arminius, Calvinus, Roma, Lutherus.

„Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamin,
„Pylos, Argos und Athen streiten sich um
„das Vaterland des göttlichen Homers;
„um die Religion des Grotius streiten sich
„Socinus, Arrius, Arminius, Calvinus,
„Rom und Lutherus.“

*) Joh. Mollerus in Atheismo devicto p. 459.

Anton Possevin,

geb. zu Mantua 1534. gest. 1611.

I.

Possevin trat aus eigenem Antriebe in den Orden der Jesuiten, und ließ sich die Beförderung der katholischen Religion überaus angelegen seyn, wie er denn ein eigenes Gebethbuch für die wider die Hugonotten dienenden Soldaten verfertigte.

II.

Der Papst Gregorius XIII. schickete ihn nicht allein nach Schweden, um den König Johann III. zur römischen Kirche zu bekehren, sondern in eben dieser Absicht auch nach Rußland an den Czaar Johann Basilowiz. An beyden Orten aber liefen seine Bemühungen fruchtlos ab.

III.

Da Possevin bey dem Könige in Spanien, Philipp II. *) einen Vortrag zu machen hatte, blieb er mitten in der Rede, die er doch sehr wohl studiret und auswendig gelernet hatte, stecken. Philipp, der ihm aus der Verlegenheit helfen wollte, sagete hierauf zu ihm, daß

er

er ihm die Rede nur geben sollte, wenn er sie aufgeschrieben hätte, er wolle alsdann schon wegen der Sache resolviren.

*) Man redet überhaupt von einem so majestätischen Ansehen dieses Königes, daß Possevin nicht der einzige gewesen seyn soll, der vor seiner Gegenwart erschrocken, und aus dem Concepte gekommen. Es war einem päpstlichen Nuncius bey einer Audienz, und einem berühmten Prediger, der schon fünf Jahr vor diesem Könige geprediget hatte, eben so ergangen, als ihn derselbe starr angesehen hatte. Der Cardinal d'Espinoza, erster Minister dieses Königes, starb gar vor Schrecken, als derselbe nur zu ihm sagete: Cardinal, ich bin Präsident.

IV.

Als Possevin einst die Elegien des Tibulli zu lesen anfangen wollte, bat er Gott vorher auf den Knien, er wolle nicht zugeben, daß er bey Durchlesung dieses Poeten zur Unzucht möchte gereizet werden.

Conrad Samuel Schurzfleisch,

geb. zu Corbach 1641. gest. 1708.

I.

Sein Vater war Prorector zu Corbach, und der Sohn verwaltete dieses Amt einige Zeit nach seines Vaters Tode. Da er aber dabey nicht so beschäfftigt war, wie er es seyn wollte, dankete er freywillig ab, und schrieb an den Catheder: Haec schola me non capit. „Diese Schule ist zu enge für mich.“

II.

Sein Eifer im Lesen und Schreiben war so groß, daß er zwey Nächte nach einander mehrentheils studirte, und nur die dritte recht ausschlief.

III.

Außer seiner vortrefflichen Büchersammlung hatte er sich auch zu seinem Vergnügen, und den Dieben zum Vortheile ein Münzcabinet gesammlet; denn diese, ob sie gleich weniger gelehrt waren, als Schurzfleisch, glaubeten doch auch Gebrauch davon machen zu können, und stahlen ihm einst das halbe Cabinet.

IV.

IV.

Seine Satyre, die er wider einige damals zum Theil noch lebende Gelehrte, unter dem Titel: Eubuli Theodati Sarcmasii judicia de nouissimis Prudentiae ciuilis scriptoribus, heraus gab, zog ihm zwar die Relegation von der Universität Wittenberg zu, machte ihn aber zugleich am Hofe als einen Gelehrten bekannt, den man wegzulassen Bedenken trug.

V.

Als Schurzfleisch der Pest halber eine Reise außer Landes, und nach Italien that, begieng er in der vaticanischen Bibliothek zu Rom einen gelehrten Diebstahl, indem er das rare Buch des Andreae Eudaemon - Johannis Cydonii, die Pulververschwörung in Engelland betreffend, aus dem Bande schnitt, und ein Schnupftuch an die Stelle hinein steckte, so, daß es der Bibliothekarius nicht sogleich gewahr ward.

VI.

Er wollte als Professor zu Wittenberg das Leben des holländischen Feldmarschalls, Fürsten George Friedrichs von Waldeck, beschreiben, und schickete demselben einen bereits abgedruckten Probebogen davon zu. Da aber der Fürst fand, daß er ihn mit Alexandern, Cäsarn, Pompejo und andern Helden des

Alter-

Alterthumes verglich, gab er das Blatt wieder zurück, und ließ ihn bitten, diese Arbeit zu unterlassen, weil er mit seinem guten Willen zufrieden wäre.

VII.

Es war damals Mode, daß die Mannspersonen mit Spitzen besetzete Krausen trugen. Schurzfleisch, welcher immer nicht wußte, wo er seine Krause hinlegete, wenn er sie abnahm, hatte auf den Nothfall ein Dutzend Krausen an der Wand hängen, damit er, wenn jemand kam, geschwind nach einer greifen, und sie umbinden könnte. Einsmals, da er in seiner Arbeit so vertieft war, daß er, wenn er eine Krause umgethan hatte, sie wieder abzubinden vergaß, und an eben dem Tage einer nach dem andern kam, der mit ihm sprechen wollte, hatte er alle zwölf Krausen eine nach der andern umgebunden, und um den Hals behalten, so, daß, da noch der dreyzehente kam, und keine Krause mehr da hieng, er das Handtuch nahm, und es über die Krausen wickelte. Der Fremde konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er Schurzfleischen in einem so wunderlichen Aufzuge sahe. Schurzfleisch, welcher glaubete, der Mann käme, sich über ihn lustig zu machen, ließ ihn, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, stehen, bis es dem Fremden gefiel, wieder fortzugehen.

Johann

Johann Locke,

geb. zu Wrigton 1632. gest. 1704.

I.

Locke war sein ganzes Leben hindurch kränklich, und brachte es bloß durch eine gute Diät und genaue Beobachtung seines Körpers zu einem ziemlichen Alter, wie er denn lauter Wasser, und gar keinen Wein trank.

II.

Die Bekanntschaft mit dem Lord Ashley, nachherigem Grafen von Shaftesbury, den er von einem Brustgeschwüre geheilet hatte, verschaffete ihm den Umgang mit den größten und gelehrtesten Männern derselben Zeit. Als einst einige von diesen Herren den Lord Ashley besucheten, als Locke eben gegenwärtig war, und man nach den gewöhnlichen Complimenten, ohne ein anderes Wort geredet zu haben, sogleich nach den Charten griff, setzete sich Locke eine kleine Weile hin, und betrachtete sie während dem Spielen; bald aber zog er seine Schreibetafel hervor, und fieng an mit großer Aufmerksamkeit zu schreiben. Einer dieser Herren, der es bemerkete, fragete ihn, was er schriebe. Mylord, antwortete ihm Locke, ich suche mir Ihre Gesellschaft zu Nutze zu machen, so viel mir möglich ist. Nachdem ich mit Un-

Ungeduld die Ehre erwartet, mit den größten Geistern unserer Zeit in Gesellschaft zu kommen, und nun endlich dieses Glück erlanget habe, glaube ich nichts bessers thun zu können, als Ihre Unterredungen aufzuschreiben; ich habe darum alles, was seit ein Paar Stunden hier gesprochen worden, wirklich aufgezeichnet. Die Herren hatten nicht Lust, sich diese Unterredungen vorlesen zu lassen; sie ließen die Karten liegen, und vertrieben sich die Zeit auf eine ihrem Charakter gemäßere Art.

III.

Als einige Zeit darnach der Graf von Shaftesbury nach Holland flüchtete, gieng Locke auch dahin. Man gab ihm damals verschiedene kleine Schriften wider die englische Regierung, die in Holland gedruckt wurden, Schuld: ob man nun gleich erfuhr, daß Locke nicht der Verfasser davon sey, so getrauete er sich doch nicht wieder nach Engelland. Nach König Carls II. Tode both ihm Wilhelm Penn an, ihm bey Jacob II. Gnade auszuwirken: Locke aber gab zur Antwort: Ich bin nicht fähig, begnadigt zu werden; denn ich habe kein Verbrechen begangen.

IV.

Locke pflegete zu sagen: Die Wissenschaft der mechanischen Künste hält mehr Philosophie

losophie in sich, als alle Systeme, Hypothesen und Speculationen der Weltweisen.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz,

geb. zu Leipzig 1646. gest. 1716.

I.

Leibnitz hatte kaum lateinisch und griechisch gelernet, als er alle Bücher, die er in der zahlreichen Bibliothek seines Vaters fand, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrten, Weltweisen, Mathematiker und selbst die Gottesgelehrten nach der Reihe durchlas, womit er sich viele Jahre beschäfftigte; eine Art zu studiren, die einen jeden andern eher confus als gelehrt machen würde.

II.

In seinem zwanzigsten Jahre wollte er bey der juristischen Facultät in seiner Vaterstadt Doctor werden; man schlug es ihm aber ab. Die Ursachen davon werden verschieden angegeben; der Herr von Leibnitz aber hat sich mehr als einmal selbst darüber erkläret, und den Haß der Gemahlinn des Decanus bey der juristischen Facultät, als den einzigen Grund davon angeführet. Er gieng hierauf in eben der Absicht nach Altorf, woselbst er wenigstens die Gemahlinn des Decanus noch nicht erzürnet haben konnte, und erreichete daselbst seine Absicht.

III.

In Nürnberg hielt sich damals eine Gesellschaft auf, welche den Stein der Weisen mit allem Eifer suchete. Leibnitz, der von Natur begierig war, alles zu wissen, that eine Reise dahin, und suchete die Kräfte dieser Gesellschaft näher zu erforschen. Man weis es, daß man eine eigene Sprache reden muß, wenn man sich die Aufmerksamkeit der Alchymisten erwerben will. Leibnitz durchblätterte demnach in der Eil ihre verworrenen Schriften, und verfertigte ein Schreiben, in welches er alle die dunkeln und barbarischen Ausdrücke brachte, wodurch sich die Schreibart der Goldmacher unterscheidet. Der Brief ward dem Vorsteher der Versammlung eingehändigt, und von ihm seinen Mitbrüdern vorgetragen. Die Gesellschaft fand um so viel mehr Weisheit darinne, je unverständlicher er war, und man machte den Schluß daraus, daß Leibnitz ein wirklicher Goldmacher seyn müßte. Diese Vorstellung brachte ihm einen freyen Zutritt zu Wege; die goldbegierige Gesellschaft trug ihm das Secretariat auf, und setzete ihm einen jährlichen Gehalt aus. Sein Amt, das er aber nicht lange verwaltete, war, ihre Untersuchungen niederzuschreiben, und die besten Stellen der alchymistischen Bücher auszuzeichnen.

IV.

Als sich Leibnitz zu Hannover aufhielt, allwo er herzoglicher Hofrath und Bibliothekarius war, arbeitete er an einer Verbesserung der Wagen,

gen, die er bequemer und leichter zu machen suchete; mit dieser Erfindung aber verspottete ihn hernach der bekannte Becher, da er vorgab, Leibnitz habe einen Wagen erfinden wollen, mit welchem man innerhalb vier und zwanzig Stunden von Hannover nach Amsterdam fahren könnte. Becher suchete aber durch Leibnitzen ein jährliches Gnadengehalt beym Herzoge zu erwischen: da nun Leibnitz dieses aus vielen Ursachen nicht auswirken konnte, so fieng Becher an ihn zu hassen, und dieses war Ursache, daß er ihn mit seiner Erfindung verspottete.

V.

Da dem Leibnitz die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben aufgetragen war, durchkroch er zu dem Ende alle Klöster in Deutschland, und gieng von da nach Italien, um Materialien dazu zu sammlen. Auf dieser Reise gerieth er in Lebensgefahr; denn da er sich zu Venedig allein zu Schiffe begeben hatte, um nach Mesola im Ferrarischen zu gehen, entstand unterwegens ein Sturm, der allem Ansehen nach diesem kleinen Fahrzeuge den Untergang drohete. Der Steuermann stand in dem Wahne, daß dieser Fremde ein Ketzer wäre, dessen Gegenwart ihnen dieses Ungewitter zuzöge. Weil er sich nun nicht einbildete, daß Leibnitz seine Sprache verstehen würde, so that er seinen Leuten den Vorschlag, diesen Bösewicht ins Meer zu werfen, und sich in seine Gelder und Sachen zu theilen. Leibnitz, welcher diesen wohlgemeynten

Vorschlag sehr wohl verstand, ließ nicht die geringste Unruhe merken. Er hatte sonder Absicht einen Rosenkranz zu sich gesteckt, diesen zog er mit einem andächtigen Gesichte hervor, und stellete sich, als ob er die Mode der römischen Andacht recht wohl zu beobachten wüßte. Man bereuete, da man dieses sahe, die Sünde, die man an einem so ächten katholischen Christen hatte begehen wollen, und Leibnitz kam dieses mal mit dem Leben davon.

VI.

In der Lebensart verhielt sich Leibnitz mäßig. Er aß zwar sehr stark; doch trank er wenig, vermischete den Wein allemal mit Wasser, und nahm, um den Durst zu stillen, nichts lieber zu sich, als Caffee mit Milch.

VII.

Seine Bibliothek bestand mehrentheils aus kleinen und raren Büchern, die leicht vergriffen werden, als von welchen er ein großer Kenner war. Von großen Werken besaß er dagegen wenige.

VIII.

Georg I. König in Engeland und Churfürst zu Hannover, schätzete Leibnitzen sehr, und nannte ihn insgemein seine lebendige Bibliothek. Doch soll er in den letzten Jahren nicht mehr so wohl bey ihm gestanden haben, und zwar aus der Ursache, weil er einsmals ohne Erlaubniß von Hannover weg nach Wien gegangen, und über anderthalb Jahre daselbst geblieben, so, daß der

König

König, da er ein verlorenes Hündchen zu Hannover austrommeln ließ, sagete: „Ich muß „wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag.“

IX.

Der Schreiber des Leibnitz, der sich Wilhelm Dinniger nannte, soll demselben so ähnlich gewesen seyn, daß ihn einige für seinen unehelichen Sohn ausgeben. Ein Bastard des Leibnitz, sagt der Marquis d'Argens, wenn er seinem Vater ähnlich gesehen, wäre mir lieber gewesen, als der rechtmäßige Prinz eines deutschen Fürsten, der kein ander Verdienst gehabt hätte, als daß er der Sohn eines großen Herrn war.

X.

Leibnitz starb unverheurathet; doch hatte er im funfzigsten Jahre seines Alters einmal Willens zu heurathen; und ließ um eine gewisse Person anwerben. Da ihm nun diese zur Antwort geben ließ, sie wolle sich bedenken, so ließ ihr Leibnitz sogleich dagegen wieder sagen, er habe sich schon bedacht, er möchte nicht heurathen.

XI.

Man beschuldigte ihn, daß er in der Religion nicht gar zu orthodox gewesen, wie man denn zu Hannover insgemein von ihm sagete, Leibnitz glaube gar nichts. Diese Meynung wird unter andern auch dadurch bestärkt, daß man ihn über Lesung der Argenis des Barclajus im Bette

todt gefunden, welches Buch er in seinem Leben beständig sehr geliebet hatte.

XII.

Von seiner Theodicee, die dem Bayle entgegen gesetzet ist, schreibt Leibnitz selbst an den Canzler Pfaff in Tübingen: Miror neminem hactenus fuisse, qui lusum hunc meum senserit: neque enim Philosophorum est, rem serio semper agere, qui in fingendis hypothesibus ingenii sui vires experiuntur. „Ich wundere mich, daß noch niemand bisher eingesehen, daß es nur ein Spiel des Witzes sey; „denn Philosophen, die bisweilen nur die Kräfte ihres Verstandes in erdichteten Hypothesen „zeigen wollen, dürfen nicht immer alles im „Ernste gesaget haben.“

XIII.

Zu Hannover vergnügete sich Leibnitz öfters mit Kindern beyderley Geschlechts, die er zu sich kommen, und mit einander spielen ließ. Er setzete sich in seinen Sessel, sahe ihnen zu, und schickete sie sodann mit allerhand unter sie vertheiletem Zuckerwerke wieder nach Hause.

Peter Bembus,

geb. zu Venedig 1470. gest. 1547.

I.

Die Verehrung des Bembus gegen den Cicero und dessen Latinität war so groß, daß er lieber wider die Bibel, als wider den Cicero, schreiben wollte. Von seiner Geschicklichkeit in der lateinischen Sprache hatte er so hohe Einbildungen, daß er sagete, er wolle sie nicht gegen das Herzogthum Mantua vertauschen.

II.

Um gut ciceronianisch zu reden, nannte er Gott nicht anders, als Deos immortales, und die Jungfrau Maria Deam.

III.

Die Bibel, und besonders das neue Testament achtete er so wenig, daß er einem Freunde, der die Episteln Pauli lesen wollte, davon abrieth. Er nannte sie spottweise nur Epistolaccias, und zum Sadolet, von dem er vernahm, daß er den Brief an die Römer erklärete, sagete er: Omitte has nugas, non enim decent gravem virum tales ineptiae.

IV.

Im J. 1529 machte ihn der Papst Paulus III. zum Cardinal, worüber Bembus so heftig erschrack, daß er dem Papste für diese Ehre danken wollte. Er konnte sich auch nicht eher ent-

schließen, den Cardinalshut anzunehmen, bis er den andern Morgen von ungefähr in die Kirche kam, und den Priester die Worte Christi: Petrus, folge mir nach, lesen hörete, welche er auf sich deutete, und als einen besondern göttlichen Ruf ansahe.

V.

Als er einst eine Reise nach Rom that, ward er unterwegens umgeworfen, und fiel mit den Comödien des Plautus, die er im Wagen gelesen hatte, auf die Erde. Er hatte unter andern Büchern auch eine lateinische Bibel bey sich, welche er, da er die andern Bücher alle aufgehoben hatte, liegen ließ. Der Kutscher glaubete ihm einen Gefallen zu thun, wenn er ihm dieses Buch brächte, wunderte sich aber, als er es den Bembus wieder wegwerfen sahe. Der Kutscher hob es zum zweytenmal auf, in der Absicht, es zu Rom zu verkaufen. Da er hier nun hörete, daß es Gottes Wort sey, ward er auf den Bembum so zornig, daß er ihn überall aufsuchete, und gewiß derb abgeprügelt hätte, wenn ihm Bembus zu Gesichte gekommen wäre.

VI.

Als er im sieben und siebzigsten Jahre spazieren ritt, stieß er sich an einer niedrigen Thüre dermaßen für den Kopf, daß er einige Tage darauf zu Rom starb.

Hermann Conring,

geb. zu Norden in Ostfriesland 1606. gest. 1681.

I.

Conring ließ seiner Liebste die Wahl, ob sie einen Doctor der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit oder der Medicin haben wollte: sie wählete das letztere, und Conring ward Doctor der Arzeneygelehrsamkeit.

II.

Sein Gedächtniß war so glücklich, daß er nie etwas vergaß, oder aufschrieb; man nannte ihn daher seiner erstaunenden Belesenheit wegen eine lebendige Bibliothek.

III.

Er war von Person sehr klein und unansehnlich, welches zu folgendem lustigen Zufalle Gelegenheit gab. Die Königinn Christina ließ ihn nach Schweden kommen, ob er gleich nicht an ihrem Hofe zu bleiben Lust hatte; sie ließ ihn zur ersten Audienz, die sie ihm geben wollte, in ihrem eigenen Wagen mit sechs Pferden abholen. Conring, der den Kutscher vor seinem Hause lange warten ließ, erregete den Unwillen dieses Mannes, der mit seinen Schmähungen indeß noch zurück hielt, weil er einen sehr vornehmen und ansehnlichen Mann abzuholen vermeynte.

meynte. Da nun aber der kleine und übelgewachsene Conring, in einer nichts weniger als prächtigen Kleidung, sich in den Wagen setzete, hätte ihn der Kutscher mit Scheltworten lieber wieder heraus gejagt, weil er nicht begreifen konnte, daß derselbe ein Mann von solcher Wichtigkeit wäre, auf welchen ein Kutscher mit sechs Pferden eine ganze Stunde warten müßte.

IV.

Man sagt, daß Conring bisweilen ziemlich zerstreut gewesen, und daß er einst in einer Gesellschaft, wo Tabak gerauchet ward, und eine vornehme Dame sich neben ihn gesetzet hatte, um seinen Gesprächen zuzuhören, den Finger dieser Dame anstatt des Tabaksstopfers ergriffen, und damit in die brennende Pfeife gefahren sey.

V.

In einem lateinischen Gedichte hatte er einst vier Sylben zu viel in einen Vers gebracht, und als man darüber spottete, und ihn deswegen zur Rede setzete, gab er zur Antwort: Der Vers, meine Herren, muß desto besser laufen, weil er ein Paar Füße mehr hat, als andere.

Anton Magliabecchi,

geb. zu Florenz 1633. gest. 1714.

I.

Die Aeltern des Magliabecchi waren so geringen Standes und arm, daß sie sich freueten, ihn bey einem Grütz- und Obsthändler in Dienste zu bringen. Er hatte noch nicht lesen gelernet; dennoch ergötzete er sich beständig mit Durchsuchung der Blätter alter Bücher, welche sein Herr zum Zerreißen in seiner Bude hatte. Ein in der Nachbarschaft wohnender Buchhändler, welcher solches oft bemerket hatte, und wußte, daß der Knabe nicht lesen konnte, fragete ihn einsmals, warum er das gedruckte Papier so begierig betrachtete. Magliabecchi gab ihm darauf zur Antwort: er wisse es nicht zu sagen; nichts aber in der Welt könne ihn mehr vergnügen, als dieses; er wäre mit seinem Berufe höchst unzufrieden, und würde sich für den glücklichsten Menschen in der Welt achten, wenn er bey ihm, der immer so viel Bücher bey der Hand hätte, in Dienste kommen könnte. Der Buchhändler erstaunete; vergnügete sich aber an dieser Antwort, und sagete ihm endlich, er hätte wohl Lust, ihn in seinen Laden zu nehmen, wenn nur sein Herr ihn wollte

te von sich lassen. Magliabecchi dankete ihm mit Thränen der Freude, und glaubete, sein Glück auf einen sehr hohen Gipfel gebracht zu haben, als sein Herr auf des Buchführers Ansuchen ihm erlaubete, hinzugehen, wohin er wollte.

II.

Nachdem Magliabecchi lesen gelernt hatte, las er jedes Buch ohne Unterscheid durch. Sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er nicht allein die Sachen, die er gelesen hatte, sondern oft auch alle Worte behielt.

III.

Um die Stärke seines Gedächtnisses auf die Probe zu setzen, liehe ihm einst ein Gelehrter zu Florenz, welcher eine Abhandlung zum Drucke fertig hatte, seine Handschrift. Einige Zeit darnach, da der Verfasser dieselbe lange schon zurück bekommen hatte, kam er mit einem traurigen Gesichte wieder zum Magliabecchi, und erzählete ihm einen erdichteten Zufall, wodurch die Handschrift sollte verloren gegangen seyn; er bat zugleich den Magliabecchi, das, was ihm etwan daraus noch erinnerlich wäre, für ihn zu Papiere zu bringen. Dieser versprach es ihm, und schrieb die ganze Handschrift wieder auf, ohne ein einziges Wort zu verfehlen.

IV.

Magliabecchi kannte nicht allein in allen Materien die Schriftsteller, die davon geschrieben hatten, sondern wußte auch das Buch, die Worte, ja oft die Zahl der Seite anzuführen. Alle Gelehrte zogen ihn daher gleich einem Orakel zu Rathe, und einer seiner Freunde pflegete seinen Kopf ein Generalregister von Titeln und Materien der Bücher zu nennen.

V.

Ein gewisser Priester brachte ihm eine Lobschrift, welche er auf den Heiligen, der sein Patron war, verfertiget hatte. Magliabecchi lief dieselbe in der Geschwindigkeit durch, und dankete ihm hierauf höflich für seine vortreffliche Schrift. Der Verfasser fragete ihn unruhig, ob er nichts mehr in seinem Buche lesen wollte? Nein, antwortete ihm Magliabecchi ganz kaltsinnig; denn ich weis schon alles, was darinne steht.

VI.

Magliabecchi konnte sogar die Stellen behalten, wo die Bücher in einer Bibliothek standen, wenn er sie nur einmal gesehen hatte. Eines Tages ließ der Großherzog von Florenz ihn, seitdem er ihn zum Aufseher seiner Bibliothek gemacht hatte, zu sich rufen, und fragete ihn, ob er ihm ein gewisses sehr seltenes Buch ver-

schaffen könnte. Das ist unmöglich, versetzte Magliabecchi; denn es ist nur eins davon in der Welt, nämlich in des Großsultans Bibliothek zu Constantinopel, das siebente auf der zweyten Reihe, zur rechten Hand, wenn man hinein kömmt.

VII.

Die Lebensart des Magliabecchi war ein wenig sonderbar: drey harte Eyer und ein Trunk Wasser macheten seine gewöhnlichen Mahlzeiten aus. Wenn man ihn besuchete, fand man ihn gemeiniglich in einer Art von hölzernen feststehenden Wiege, mitten in seiner Studierstube, nachläßig liegen, mit einer Menge Bücher, die theils in Haufen über einander, theils auf dem Fußboden herum gestreuet lagen. Diese Wiege, oder Bette, wenn man es so nennen will, war durch eine Menge Spinneweben an den nächsten Bücherhaufen angebunden. Wenn daher jemand herein trat, pflegete er ihm entgegen zu rufen: Thut meinen Spinnen keinen Schaden!

VIII.

Magliabecchi soll so stolz auf seine Wissenschaft gewesen seyn, daß er sich selbst Illustrissimum et Clarissimum Virum, Serenissimi Magni Ducis Etruriae Bibliothecarium, Ingeniorum Phoenicem, Scientiarum Monstrum genennet haben soll.

IX.

Von seiner Gelehrsamkeit wird nicht von allen gleich geurtheilet. Ein ungenannter Autor saget, daß er unter Buchhändlern einen Gelehrten, unter Gelehrten aber nur einen Buchhändler vorstelle: Sane inter Bibliopolas doctus, inter doctos Bibliopola.

X.

Er bedienete sich des Schnupftabaks so stark, daß der Großherzog, aus Besorgniß, er möchte ihm schaden, allen seinen Unterthanen verboth, dem Magliabecchi Schnupftabak zu verkaufen, oder zu schenken. Doch dieser litt darunter nichts, da ihn die Fremden desto reichlicher damit versorgten.

Franz Baco von Verulamio,

geb. zu London den 22 Jan. 1561.
gest. 1626.

I.

Baco gab frühzeitig Beweise von seinen ungemeinen und glücklichen Fähigkeiten. Die Königinn Elisabeth fragete ihn, als er noch ein Knabe war, nach seinem Alter, und er

er antwortete ihr sogleich, daß er gerade zwey Jahre jünger sey, als ihre glückliche Regierung.

II.

Der Vater des Baco, welcher Großsiegelbewahrer war, stand bey eben dieser Königinn in großen Gnaden. Als sie ihn auf seinem Sitze in Hertfordshire besuchete, sagte sie im Scherz zu ihm, daß sein Haus zu klein für ihn sey. Nein, antwortete er: aber Ihro Majestät haben mich zu groß für mein Haus gemacht.

III.

Der junge Baco hatte an dem Grafen von Essex einen großen Freund und Wohlthäter. Denn als dieser für ihn bey der Königinn vergebens um die Stelle eines Generalanwalds angesucht hatte, suchete er ihn auf eine andere Weise dafür schadlos zu halten, und schenkete ihm ein Grundstück, achtzehnhundert Pfund am Werthe. Gleichwohl ließ sich Baco nach der Zeit zur Untersuchung, die wider den Grafen vorgenommen ward, brauchen, und gab noch nach seinem Tode, auf Verlangen des Hofes, die in seinen Werken befindliche Anzeige der **Verrätihereyen des Grafen von Essex** heraus. Ein Umstand, der in dem Leben des Baco beständig ein Schandfleck bleiben wird, und seinem Herzen keine Ehre machet.

IV.

IV.

Unter andern guten Vermahnungen, die Baco dem jungen Villiers, nachherigem Herzoge von Buckingham, in einem Schreiben giebt, ist folgende merkwürdig: Es „ist nunmehr Zeit, daß Sie bey Ihren „Handlungen vornehmlich das Wohl Ihres „Königs und Ihres Vaterlandes vor Augen „haben. Es ist das Leben eines Thieres, sich „immer zu nähren, und niemals thätig zu seyn. „Da Sie Sich dem Publico wiedmen, so em„pfehle ich Ihnen besonders das, was, meinem „Bedünken nach, seit meiner Geburt nicht ge„schehen ist, und dessen Unterlassung eine „Wüste und Einöde im Dienste des Königs „hervorgebracht hat; nämlich, daß Sie ge„schickte und tugendhafte Männer von allerley „Gattungen und Ständen unterhalten, ermun„tern und befördern.“ Diesen vortrefflichen Rath nahm der Favorit des Königs an, und beobachtete ihn niemals.

V.

Baco zog sich seinen Tod durch gewisse chymische Experimente zu, die auf die Erhaltung der Körper giengen. Er fühlete so plötzliche Veränderungen im Kopfe und im Magen, daß er von Stund an von einem Fieber überfallen ward, und nach acht Tagen daran starb.

VI.

Der Ort, wo seine Gebeine lagen, blieb lange vergessen und unbekannt, bis die Dankbarkeit eines Mannes, der ehemals sein Bedienter gewesen war, seinem Namen und Gedächtnisse ein Denkmaal errichtete.

VII.

Eine Stelle in seinem letzten Willen ist merkwürdig. Nachdem er in Ansehung seiner Seele und seines Körpers die gewöhnliche Verordnung gemacht hat, so setzt er hinzu: „Meinen Namen und mein Andenken hinterlasse „ich auswärtigen Nationen, und, wenn einige „Zeit verflossen seyn wird, meinen Landes„leuten.“

VIII.

Als der Marquis von Effiat die Prinzeßinn Henriette Maria, Gemahlinn Carls des Ersten, nach England brachte, legete er einen Besuch beym Lord Baco ab, welcher eben damals krank zu Bette lag, und ihn bey heruntergelassenen Vorhängen empfieng. „Sie „gleichen den Engeln,“ sagete der Minister zu ihm; „wir hören oft von diesen Wesen reden, „die so sehr über die Menschen erhaben sind, „und niemals haben wir die Zufriedenheit, sie „zu sehen.“

IX.

Etwas besonderes, und davon sich nicht leicht eine Ursache angeben läßt, war bey ihm, daß er bey jeder Mondfinsterniß, er mochte sie gewahr werden oder nicht, von einer plötzlichen Ohnmacht befallen wurde, die ihn, ohne einige Schwachheit zurück zu lassen, sobald wieder verließ, als die Mondfinsterniß vorüber war.

X.

„Das Geld,“ pflegete Baco zu sagen, „ist „ein guter Diener, aber ein böser Herr.“ Im„gleichen: „Die Tugend ist nichts, als eine „innerliche Schönheit, so wie die Schönheit „eine äußerliche Tugend ist.“

XI.

Wer das einsame Leben dem gesellschaftlichen vorzieht, ist, nach der Meynung des Baco, entweder ein wildes Thier, oder ein Gott.

XII.

„Das Glück,“ sagt Baco an einem Orte, „verkauft dasjenige an ungeduldige Menschen „theuer, was es denen, die warten können, „umsonst giebt.“

Justus Lipsius,

geb. zu Isch bey Brüssel 1547. gest. 1606.

I.

Lipsius kam als ein Knabe verschiedene mal in Lebensgefahr. Da er vier Jahre alt war, fiel er in einen zusammengekehrten Schneehaufen, und wäre erstickt, wenn es nicht eine Magd in der Ferne gesehen, und ihn gerettet hätte. Nach der Zeit fiel er von einem Gerüste, als das Haus reparirt ward, mit seinem Spielgesellen funfzehn Fuß hoch herab, und kam mit einer leichten Beschädigung am Kopfe davon: der andere aber hatte das Bein zerbrochen. Als er zu Brüssel studirete, und mit einigen Schulcameraden, um sich eine Lust zu machen, nahe bey einer Mühle in einen Kahn stieg, aus welchem sie durch den Müller, der dazu kam, wieder gejaget wurden, sprangen die andern glücklich heraus: Lipsius aber faßte den Sprung zu kurz, und fiel ins Wasser, in welchem er auch umgekommen wäre, wenn ihn der Müller nicht herausgezogen hätte.

II.

Er war ein großer Verehrer der Mutter Gottes zu Hall, wie man aus seinem Buche, Miracula et laudes Diuae Virginis Hallensis, ersehen

ersehen kann. In einer Krankheit that er ein Gelübde und eine Wallfahrt dahin, und verehrte seiner Patroninn eine silberne Feder. Wenn er ein Buch schreiben wollte, fiel er zuerst auf die Knie, und rief sie um Beystand an. Auf seinem Sterbebette vermachete er ihr seinen besten Pelzmantel: weil aber die Jungfrau Maria zu frostig darunter möchte ausgesehen haben, so verkaufete man ihn, und legete das Geld in den Schatz der Kirche.

III.

Lipsius hatte den Tacitus so fleißig gelesen, daß er ihn von Worte zu Worte auswendig wußte. Er wollte sich den bloßen Degen auf die Brust setzen, und sich niederstoßen lassen, wenn er ein einziges Wort verfehlete.

IV.

In seinem Hause gieng es nicht sehr friedlich zu; man hätte es eher für einen Fechtboden, als für die Wohnung eines Gelehrten, halten können. Er zankete und schlug sich beständig mit seiner Frau herum; diese hinwiederum mit ihm und dem Gesinde; so, daß Lipsius einem jeden rieth, sich nicht zu verheurathen.

V.

In der Liebe gegen die Hunde hatte er etwas ausschweifendes. Besonders hat er deren drey durch Sinngedichte verewigt; ihre Namen

 sind,

sind, Mopsus, Mopsulus und Saphyrus. Den letztern soll er sogar allemal mit ins Auditorium genommen haben, wenn er Collegia las; und als derselbe in ein Faß siedend Wasser fiel, und ums Leben kam, betrübte sich Lipsius so sehr darüber, daß der Brief, deu er deßwegen an einen seiner Freunde schreibt, gewiß der lächerlichste ist, den er jemals in seinem Leben geschrieben hat.

VI.

Lipsius schrieb eine sehr unleserliche Hand; und wie konnte es auch anders möglich seyn, wenn es wahr ist, was man saget, daß er nämlich von seinem neunzehnten Jahre an, alle Bücher mit einer einzigen Feder geschrieben haben soll.

Marsilius Ficinus,

geb. zu Florenz 1433. gest. 1499.

I.

Seine erste Uebersetzung des Plato schickte er einem guten Freunde, dem Marcus Masurus, zu, um sein Urtheil darüber einzuholen. Als nun Ficinus, nach einiger Zeit, diesen Freund besuchete, und seine Gedanken vernehmen wollte, legete ihm dieser den ersten Bogen

Bogen der Uebersetzung mit Dinte über und über begossen, statt der Antwort, vor. Ficinus verstund, was damit gesagt war, nahm seine Uebersetzung, zerriß sie, und machete eine neue, die wir noch von ihm haben.

II.

Ficinus war für den Plato so eingenommen, daß er mehr in demselben fand, als darinne zu finden ist. Er glaubte daher, Plato habe sich nach seinem Tode im Limbo Patrum aufgehalten, bis ihn Christus daraus erlöset, und in den Himmel versetzet habe. Die Anhänger des Plato nannte er seine Fratres in Platone.

III.

Baronius *) erzählt, daß, als Ficinus einst mit dem Michael Mercato einen Streit über die Unsterblichkeit der Seele gehabt, sie einander versprochen hätten, daß der, welcher zuerst stürbe, dem andern Nachricht geben wolle, wie er es nach dem Tode gefunden. Einige Tage darauf, als Mercato frühe mit der Betrachtung einiger philosophischen Materien beschäfftigt gewesen, habe er hören ein Pferd auf der Straße rennen, und vor seiner Thüre still stehen; zugleich habe er eine Stimme gehöret: Michel, Michel, es ist alles wahr! Da nun Mercato sogleich zum Fenster hinausgesehen, habe er ein Gespenst auf einem weißen

Pferde erblicket, welches den Augenblick wieder verschwunden. Mercato habe hierauf zum Ficinus geschickt, und vernommen, daß er damals gleich gestorben sey.

*) Im Vertrauen gesagt: Es ist dieses nicht die einzige Fratze, die Baronius, ein Kirchenvater der Römischkatholischen, erzählt.

IV.

Von Person war Ficinus so klein, daß er andern Leuten, wenn sie neben ihm standen, kaum bis an die Hüften reichte.

V.

Neben dem Bilde des Plato, das er in seiner Kammer aufgehängt hatte, unterhielt er eine stets brennende Lampe, und wollte die Philosophie dieses Heyden mit Gewalt in der Kirche gelehret wissen.

VI.

Politianus hat folgendes Sinngedicht auf ihn gemacht:

Mores, ingenium, musas, Sophiamque supremam
Vis uno dicam nomine? Marsilius.

Thomas

Thomas Morus,

geb. zu London 1480. enthauptet 1535.

I.

Man brachte einst einige Beutelabschneider vors Gericht, bey welchem Morus den Vorsitz hatte. Ein alter Rath, ein strenger Mann, fieng an, diejenigen zu schelten, die sich beschwerten, daß diese Spitzbuben ihnen ihre Beutel gestohlen hätten: „Es ist euer Fehler, sagte er; „ihr solltet besser darauf Achtung gegeben haben. Ihr seyd für eure Nachläßigkeit bestraft worden, und ihr thut sehr Unrecht, daß ihr uns die Ohren mit euern Klagen belästiget.“ Morus hielt diese Strafrede, die der Alte den Klägern hielt, für sehr unschicklich; doch sagete er ihm nichts darüber, sondern verschob die Untersuchung der Sache bis auf den folgenden Tag. Die Nacht vorher ließ er einen von diesen Spitzbuben zu sich kommen, versprach ihm Begnadigung, wenn er in öffentlicher Versammlung dem alten Rathe den Beutel stehlen könnte, und half ihm einen Vorwand erfinden, wie er sich demselben nähern könnte. Der Spitzbube hielt ihn beym Worte. Den folgenden Tag brachte man die Beutelschneider wieder vors Gericht. Morus rief den zuerst, mit dem er den Streich verabredet

hatte, und befahl ihm, auf die Puncte der Klage zu antworten. „Es wird mir nicht schwer „werden,“ sagete der Spitzbube: aber ich muß „vorher entweder Ihnen selbst, Mylord, oder „einem von diesen Herren eine Heimlichkeit offenbaren, und ich bitte deßwegen um Erlaubniß.“ Man gab ihm dieselbe; und er näherte sich dem Alten, redete ihm heimlich ins Ohr, und stahl ihm glücklich den Beutel weg. Morus, der durch einen Wink der Augen davon benachrichtigt worden war, bediente sich der Gelegenheit, für einen armen Gefangenen, der fast verhungern müßte, um ein Almosen zu bitten, und empfahl ihn der Versammlung zum Mitleiden. Er gieng den andern mit seinem Beyspiele vor, und gab sein Almosen. Der alte Rath wollte es gleichfalls thun, und griff nach seiner Börse: aber weg war sie. Er erschrack, schalt und schwur, daß er sie bey sich gehabt habe. Morus gab ihm hierauf lächelnd zur Antwort: „Sie sehen, mein Herr, „daß nicht allemal unsere Nachläßigkeit Schuld „daran ist, wenn uns dergleichen Zufälle be„gegnen. Sie thun demnach sehr Unrecht, „wenn Sie Leute schelten, die sich vor Gericht „beschweren, daß man sie bestohlen habe.“ Er ließ ihm hierauf seine Börse wiedergeben, und die ganze Versammlung konnte sich des Lachens nicht enthalten.

II.

Der Cardinal Wolsey, der damals den König und das Königreich regierete, war mit dem Kanzler Morus immer nicht einerley Meynung. Als sie sich einst über eine Staatssache heftig mit einander gestritten hatten, ließ der Cardinal den Morus zu sich rufen, und sagete zu ihm: „Wollte Gott, daß, als man „Sie zum Advocaten des Volkes bey unserm „Parlamente ernannte, Sie zu Rom gewesen „wären.“ Morus antwortete ihm in einem gleichgültigen Tone: „In Wahrheit, mein „Herr, ich wünschete es selbst; ich würde das „Vergnügen gehabt haben, eine schöne Stadt „zu sehen, die ich nie gesehen habe, und von „der ich mir große Wunderdinge habe erzählen lassen.“ Der Cardinal ward durch diese gleichgültige Antwort so in Verwunderung gesetzt, daß er nicht wußte, was er weiter sagen sollte.

III.

Eben dieser Wolsey trug eines Tages eine gewisse Sache im Parlamente vor; alle billigten seinen Vortrag, oder schienen ihn zu billigen; der einzige Morus widersetzte sich mit einer sehr gründlichen und nachdrücklichen Rede. Der Cardinal, der ihn mit Augen voll Verdruß und Entrüstung ansahe, sagete zu ihm: „Sie, der Sie in allen Stücken sowohl in An-

„sehung

„sehung der Geburt, als der Würde, weit „unter uns sind, schämen Sie Sich nicht, „daß Sie Sich für vernünftiger und geschick„ter halten, als so viel vornehme und kluge „Personen, und daß Sie Sich ganz allein „dem Vortrage widersetzen, den ich gethan „habe? Heißt das nicht zu verstehen geben, „daß Sie von der ganzen Sache gar nichts „verstehen?“ „Sie haben Recht, mein „Herr,“ erwiederte Morus; aber Sie mö„gen Gott fleißig danken, daß Sie nur einen „solchen Narren, als ich bin, im Parlamente „haben.“

IV.

Morus pflegete öfters zu sagen, ein alter Geizhals sey einem Diebe gleich, der noch stiehlt, wenn er schon zum Galgen geführet wird. Imgleichen: man mache sich mehr Mühe, in die Hölle zu kommen, als man nöthig habe, um in den Himmel zu kommen.

V.

Als er einst zu Brügge in Flandern war, und ein gewisser gelehrter Windbeutel öffentlich ausposaunen ließ, daß er alle Fragen, sie möchten Materien betreffen, welche sie wollten, beantworten wolle: so schickte ihm Morus folgende Frage zu: Ob Aueria capta in Withernamia sint irreplegibilia? und ließ ihm dabey

sagen, daß einer von dem Gefolge des englischen Gesandten mit ihm darüber zu disputiren Lust habe. Der andere aber verstand nicht einmal die aus den englischen Rechten hergenommenen Worte dieser Frage, und ward mit seiner Prahlerey zum Gelächter.

VI.

Als ein gewisser Edelmann, der einen Proceß bey der Kanzeley hatte, dem Kanzler Morus zwey silberne Flaschen zum Geschenke schickete, in der Hoffnung, ihn dadurch auf seine Seite zu bringen, ließ Morus diese beyden Flaschen sogleich mit dem besten Weine aus seinem Keller füllen, gab sie dem Ueberbringer wieder, und sagete: Mein Freund, saget eurem Herrn, daß ihm mehr von diesem Weine zu Diensten stehe, wenn er ihn gut befindet.

VII.

Als Morus auf Befehl Heinrichs VIII ins Gefängniß gesetzt ward, speisete er einst an der Tafel des Gouverneurs im Towr, wobey noch andere Gefangene von Stande gegenwärtig waren. Der Gouverneur erwies ihnen viel Höflichkeit, und bat, daß sie mit dieser geringen Mahlzeit zufrieden seyn möchten. „Wenn einer von uns,“ antwortete Morus, „mit der Mahlzeit nicht zufrieden seyn sollte,

„so verdienete er, daß Sie ihn beym Aermel „nehmen, und auf die Gasse werfen ließen, „als einen, der nicht werth wäre, allhier zu „speisen.“

VIII.

Während seiner Gefangenschaft lag ihm ein Minister vom Hofe hart an, daß er seinen Sinn ändern, und den König für das Haupt der Kirche erkennen sollte. Damit er ihn nun los werden möchte, sagete er endlich, daß er seinen Sinn geändert habe. Der Minister überbrachte diesen so sehnlich gewünschten Umstand sogleich dem Könige. Als nun der König den Thomas Morus weiter darum befragen ließ, gab dieser zur Antwort: er habe sich nunmehro entschlossen, seinen Bart an seinem Schicksale Theil nehmen zu lassen, da er zuvor Willens gewesen, ihn vor seinem Ende abscheeren zu lassen.

IX.

Als er auf das Gerüste stieg, wo er enthauptet werden sollte, bat er einen von den Begleitern, ihm ein wenig im Hinaufsteigen zu helfen. „Vergeben Sie mir,“ sagete er zu ihm, „wenn ich Ihnen diese Mühe ma„che; zum Herabsteigen werde ich Sie nicht „nöthig haben.“

X.

Als er auf dem Blocke den letzten Streich bekommen sollte, merkte er, daß sich sein Bart unter seinem Kinne verwickelt hatte. Er stand demnach geschwind wieder auf, und sagete zum Nachrichter, er solle ein wenig Geduld haben, bis er seinen Bart zurecht geleget hätte, weil es nicht billig sey, daß derselbe abgehauen würde, da sein Bart keinen Hochverrath begangen habe.

XI.

Seine Tochter Margaretha, die ihn oft in seinen Banden besuchet und getröstet hatte, kaufete sein Haupt dem Scharfrichter ab, und hob es als ein kostbares Kleinod auf.

Ludwig

Ludwig Freyherr von Holberg,

geb. zu Bergen in Norwegen 1685.
gest. 1740.

I.

Der erste Hofmeister, dem der Herr von Holberg in die Hände gegeben ward, hatte, außer einer gänzlichen Unfähigkeit zum Unterrichten, auch noch den Fehler, daß er den Prügel für die beste Moral junger Leute hielt. In der lateinischen Sprache hatte er seine eigenen Zierlichkeiten: die Partickel Non, z. E. wollte er allemal am Ende des Satzes angebracht, und folglich anstatt: Non possum tibi satisfacere gesagt haben: Possum tibi satisfacere non.

II.

Der Conrector der Stadtschule zu Bergen klopfete ihn einst ein wenig auf die Finger, und Holberg trug kein Bedenken, darüber aufzustehen, und ihn einen Bock zu schelten; der Conrector lachte, und rächete sich nicht anders, als daß er ihn ein Böcklein hieß. Ein seltenes Beyspiel eines sanftmüthigen Schulcollegen.

III.

Als er sich zu Christiansand aufhielt, und daselbst mit dem Unterrichte in der französischen Sprache

Sprache sein Brodt erwarb, fiel es ihm ein, die Meynung eines gewissen Schriftstellers, der die Weiber nicht unter die Menschen rechnen will, im Scherze zu behaupten. Er machete sich aber dadurch so zu seinem Nachtheile bekannt, daß eine Magd auf der Gasse mit Fingern auf ihn wies, und ausrief: Sehet, dort geht der Kerl, der uns die Thüre des Paradieses zuschließen will.

IV.

Als Holberg nach Engeland kam, und ein gewisser Engelländer hörete, daß er aus Norwegen sey, bat er sich eine Beschreibung von Norwegen aus, welches er für eine Stadt in Schweden hielt. Ein anderer wollte es ihm nicht glauben, daß er aus Norwegen sey, weil er gelesen hatte, daß die Leute aus Norwegen Schweinsaugen und Mäuler bis an die Ohren hätten.

V.

Um die Philosophie hatte sich Holberg nicht viel bekümmert. Er gesteht es selbst, wenn er sagt: „Ich habe gehört, daß etwas in der „Welt vorhanden sey, welches man die Instru„mentalphilosophie nennt, worinne, dem Be„richte nach, die Logik und Metaphysik regieren „sollen; aber mit derselben habe ich niemals „etwas zu schaffen gehabt. Ich bekenne auf„richtig, daß ich noch nicht weis, wie viele

„Praedicamenta und Praedicabilia die Ver-
„nunftlehre zu Kriegszeiten ins Feld stellen
„kann; durch was für Künste und Maschinen
„man einen Catheder stürmen, und durch was
„für Canonen man den Präses von demselben
„herunterwerfen kann.“

VI.

Als Holberg, der sich für einen Meister der französischen Sprache hielt, in welcher er lange Zeit schon Unterricht gegeben hatte, das erste mal nach Paris kam, spottete eine Magd über seine Aussprache, und fällete das Urtheil: „Er „redet französisch, wie ein deutsches Pferd.“ Und da er nach einem Logis fragete, verstand man dieses Wort bey ihm so wenig, daß man ihm zur Antwort gab: Je ne la connois point, Monsieur.

VII.

Auf einer Reise, die Holberg nach Chalons zu Fuße that, ward er nebst seinen Reisegefährten von einem Platzregen überfallen, der sie in einer Bauerhütte, die sie zum Glücke erreicheten, einzukehren nöthigte. Ein altes Weib erzählete ihnen hier mit der andächtigsten Mine, daß die Einwohner diesen Regen durch eine feyerliche Procession von einem gewissen Heiligen, der der Patron des Ortes war, erbeten hätten; einer seiner Reisegefährten, der am Fenster stand, und seine Kleider trockne-

te,

te, ward darüber so erbittert, daß er derselben im Zorne antwortete: Que le diable vous emporte avec votre bougre de Saint; „der „Teufel hole euch mit eurem Schurken von „Heiligen.“

VIII.

Holberg, der von Jugend auf mit der Hypochondrie geplagt war, fühlete auch alle die Abwechselungen der Neigungen und Leidenschaften, die dieser Krankheit gewöhnlich sind, nachdem die hypochondrischen Feuchtigkeiten bald diesen, bald jenen Ort des Körpers einnehmen. „So oft mich der Trieb zu reformiren überfällt,“ saget er, „so halte ich es am rathsamsten, mich selbst zu reformiren; denn ich habe erfahren, daß sich dieser Eifer durch einige „abführende Pillen heben läßt.“

IX.

Holberg pflegete zu sagen: „Ein Lustspiel „ohne Scherz, eine Satyre ohne Stacheln ist „einem Wagen ohne Räder ähnlich.“

X.

Als Holberg einst eine Nacht in einem Wirthshause außerhalb der Stadt zubringen mußte, und keine Bücher bey sich hatte, sahe er sich in der Bibliothek des Wirthes ein wenig um, und wählete sich endlich die Historie

vom Eulenspiegel, als ein geringeres Uebel unter so viel schlechten und gemeinen Büchern.

XI.

Das Buch des Grotius vom Rechte des Krieges und des Friedens, sagt Holberg, scheint mir allemal neu, wenn ich es lese; ein jedes Wort ist eine Regel, eine jede Regel ist ein Orakel, und die Schreibart ist so schön, daß man einen der besten alten Schriftsteller zu lesen glaubt.

XII.

Unter die Ursachen des Verfalles der Gelehrsamkeit rechnet Holberg unter andern auch die durch die Censur eingeschränkte Freyheit der Gelehrten. „Das Imprimatur,“ sagt er, „das man den Büchern vorzusetzen pflegt, bedeutet eben so viel, als ob der Censor sagete: „Hier ist ein Buch, welches lauter gemeine und bereits tausendmal gesagte Dinge „enthält, daß man dieselben nicht ohne „Ekel und Widerwillen lesen kann. Oder: „Dieses Werk kann gedruckt werden; „denn es sind nur solche Wahrheiten darinne enthalten, welche allen und jeden „bereits längstens bekannt sind, und der „Verfasser hat nur solche Meynungen darinne vorgetragen, die in unserer Republik seit undenklichen Jahren angenommen worden.“

XIII.

Holberg hat sich nie verheurathet: „Ich „pflanze Bäume," sagt er, „um doch etwas „zur Fruchtbarkeit der Erde beyzutragen; und „weil ich keine Kinder zeuge, so schreibe ich „Bücher." Einst fragete ihn, da er schon ziemlich bey Jahren war, eine Matrone, ob er etwan eine Gelübde gethan hätte, sich nie zu verheurathen. Holberg antwortete ihr, daß zwar keine Gelübde, aber doch viel andere Ursachen ihn abhielten, in den Ehestand zu treten. Die Matrone, die alles aus der Erfahrung besser wissen wollte, pries ihm hierauf die Süßigkeiten des ehelichen Lebens mit aller weiblichen Beredsamkeit an, und Holberg wandte stets die Beschwerlichkeiten desselben dagegen ein. Da er ihr nun sagen sollte, was er unter diesen Beschwerlichkeiten eigentlich verstehe, so fragete er sie, ob sie etwan des Nachts schnarchte? Als sie nun zur Antwort gab, daß sie stark schnarchte, so erwiederte Holberg: Bloß um dieser geringen Ursache willen, würden wir uns trennen.

XIV.

„In Ansehung der Verehrung gegen die „Geistlichen," sagt Holberg, „folge ich dem „Beyspiele einer vernünftigen Matrone, wel„che den Prediger, als er von der Kanzel kam, „mit diesen Worten anredete: Ich danke „Ihnen für die schönen und herrlichen Ver-

„mahnungen, die Sie uns ertheilet haben; Gott „gebe Ihnen Gnade, daß Sie selbst darnach „leben mögen.“

XV.

Holberg ward öfters von Kopfschmerzen geplagt und im Studiren gehindert; er pflegete daher zu sagen, daß, wenn er die Macht hätte, die Krankheiten nach seinem Gefallen auszutheilen, er die Kopfschmerzen entweder dem Frauenzimmer allein, oder solchen Leuten zutheilen würde, deren Geschäffte keine Arbeit mit dem Kopfe erfordern; „oder, ich würde „befehlen,“ setzete er hinzu, „daß sie sich al„lein bey abgeschmackten und elenden Scriben„ten aufhalten sollten, von denen wir eine so „große Menge haben.

XVI.

„Wie können Sie doch solche lustige Sachen „schreiben, da Sie doch so ernsthaft sind, und „ein so eingezogenes Leben führen?“ fragete einst ein gewisser Gelehrter den Holberg; und dieser gab ihm darauf zur Antwort: „Wie „können Sie doch solche ernsthafte Sachen „schreiben, da Sie doch einem Comödianten so „ähnlich sind?“

XVII.

„Die Beschaffenheit meines Lebens,“ sagt Holberg, „kömmt mit meinem Geschmacke „überein;

„überein; in beyden bin ich von andern unterschieden. Was andern wohlschmeckt, das „erwecket bey mir einen Ekel, und mir ist dasjenige zuträglich, was andern schadet. Ich „bin nie gesunder, als wenn ich verstopft bin, „und nie munterer, als wenn ich des Nachts „nicht geschlafen habe.“

XVIII.

Wegen des vielen Tabaks, den die Holländer rauchen, so, daß sie beständig in einen Nebel von Dampf eingehüllt sitzen, sagt der Herr von Holberg: „Wenn es in Holland, wie in „America, gebräuchlich wäre, Menschenfleisch „feil zu bieten, so könnte man das Fleisch „der Holländer für geräuchertes Fleisch verkaufen.“

XIX.

Da Holberg, seines zunehmenden Alters ungeachtet, immer bis tief in die Nacht saß und studirete, so schlief er gern am Morgen ein Paar Stunden länger. Es wohnete aber in seiner Nachbarschaft eine Frau, welche einige Hühner und einen Hahn dazu hielt; da nun dieser Hahn alle Morgen, mit Anbruch des Tages, seiner Natur gemäß, zu krähen anfieng, und Holbergen im Schlafe störete, so schickete dieser zu seiner Nachbarinn, und ließ sie bitten, daß sie doch den Hahn abschaffen möchte, weil er durch sein Krähen beständig im Schlafe gestört würde.

Die Frau Nachbarinn ließ dem Herrn von Holberg darauf zur Antwort sagen, daß sie Ihm diesen Gefallen gerne thun würde, wenn der Herr Baron selbst kommen, und ihre Hühner kappen wollte.

XX.

Ein gewisser auswärtiger General, der durch Koppenhagen reisete, und den Herrn von Holberg gern persönlich wollte kennen lernen, schickete zu ihm, und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen. Der Herr von Holberg, dem vielleicht weniger an der Bekanntschaft gelegen war, und den das Compliment verdroß, fragete den Bedienten nochmals, wer sein Herr wäre, und was er von ihm verlangete. Mein Herr, antwortete der Bedienten, ist der General von = = =, und da er so viel von Ihnen gehöret hat, so läßt er Sie bitten, zu ihm zu kommen. Holberg erwiederte hierauf ganz kurz: Sagt eurem Herrn, ich hätte in meinem Leben nichts von ihm gehört, und ob er nicht lieber so gut seyn, und zu mir kommen wollte.

Lud=

Ludwig Ariosto,

geb. zu Rheggio 1464. gest. 1533.

I.

Sein berühmtestes Gedicht ist Orlando furioso. Er eignete dasselbe dem Cardinal von Este zu, in der Hoffnung, eine ansehnliche Belohnung von ihm zu erhalten: dieser aber schickete ihn bloß mit dem Complimente, nachdem er das Gedicht ein wenig angesehen hatte, wieder fort: Mein Herr, wo haben Sie doch so viele Narrenpossen hergenommen?

II.

Ariosto fieng sehr zeitig an, Verse zu machen. Sein Vater, der eben kein Liebhaber von Versen seyn mochte, schalt ihn einst deswegen, und hielt ihm eine lange Strafpredigt. Ariosto hörete ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, ohne ein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Sein Bruder, der über dieses Stillschweigen in Verwunderung gerieth, fragete ihn, sobald der Vater weg war, um die Ursache desselben, und Ariosto gab zur Antwort: „Ich mache jetzt eine Komödie,

„und bin gerade bey der Scene, wo ein Vater „seinen Sohn schilt; es fiel mir demnach ein, „sobald mein Vater den Mund aufthat, daß „er mir zur gelegensten Zeit das beste Muster „dazu geben würde. Ich habe demnach sehr „aufmerksam zugehört; ich habe mir den Ton, „die Gebärden, die Worte und alles gemerkt, „und will nun die getreueste Copie davon „machen.“

III.

Unter andern Episoden, die sein Gedicht verstellen, weil sie theils zu lang, theils zu abentheuerlich sind, kommt auch im acht und zwanzigsten Gesange die Erzählung von der Joconde vor, welche la Fontaine von daher entlehnet, nach seiner Art eingekleidet, und die Zahl seiner freyen Erzählungen damit vermehret hat.

Johann

Johann Terrasson,

geb. zu Lyon 1670. gest. 1750.

I.

Der Abt Terrasson behauptet sonder Zweifel einen vorzüglichen Platz unter den Gelehrten; sein größter Ruhm aber besteht darinne, daß er einer von den größten praktischen Philosophen seiner Zeit war; ein Ruhm, der um viel so wichtiger ist, je seltener man ihn heut zu Tage findet.

II.

Man fragete ihn einst, was er selbst von einer Rede hielte, die er halten sollte: Sie ist gut, antwortete er, sehr gut, sage ich; die Welt wird zwar nicht eben so daran denken: aber das beunruhigt mich wenig.

III.

Die Begierde, sich zu bereichern, quälete ihn eben so wenig, als das Verlangen nach Ruhme. Das Glück gesellete sich zu ihm, ohne daß er es aufhalten mochte, und er war in mittelmäßigen Umstäuden noch eben der Philosoph, der er in den glücklichsten gewesen war. Doch schien es, als ob er sich nicht trauete, wenn er etwan zu reich werden möchte: Ich

stehe

stehe für mich, sagete er, bis auf eine Million.

IV.

Der Abt Terrasson war von den gelehrten Gesellschaften kein großer Verehrer. Vergebens stellete man ihm vor, daß durch dieselben der Verstand weiter fortgepflanzet und ausgebreitet würde; er verglich den Verstand einer Nation mit Goldblättern, die um so viel dümmer werden, je mehr man sie in die Breite treibt.

V.

Er sprach nie gern von Angelegenheiten der Prinzen, oder von Staatssachen: „Man muß „sich,“ pflegte er deswegen öfters zu sagen, „mit dem Steuerruder nicht befassen, in einem „Schiffe, wo man nichts weiter als ein Rei-„sender ist.“

VI.

Der Abt Terrasson besaß nichts von dem, was man nach der Welt leben heißt; jene Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, und die Sprache der Complimente, welche drey Vierthel von dieser Lebensart ausmachen, waren ihm sehr fremd, weil sie ihm zu klein vorkamen. Eine gewisse verständige Person fällt demnach folgendes Urtheil von ihm: „Nur ein Mann von „großem Verstande ist einer solchen Unwissen-„heit fähig.“

VII.

Da der Abt Terrasson in dem bekannten Streite über die Alten, und besonders über den Homer, sahe, wie hitzig man stritt, und daß man sogar sich bis zum Schimpfen vergieng, sagete er mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit: „Man sehe doch den unnöthigen Eifer „für den Homer; ich glaube, daß er ihn nicht „von uns würde verlanget haben, wenn er noch „am Leben wäre.“

VIII.

In seinen letzten Jahren nahm sein Gedächtniß so sehr ab, daß er mit seiner Haushälterinn, der Mademoiselle Lüguet, einen Vertrag machete, und ihr auftrug, ihm mit ihrem Gedächtnisse auszuhelfen, wenn er Gesellschaft bey sich hätte. Wenn man demnach eine Frage an ihn that, so gab er zur Antwort: **Fragen Sie nur meine Haushälterinn.**

Friccius.

Friccius.

I.

Friccius war holsteinischer Kanzler, und ein Mann von seltsamer Lebensart. Als ihm ein Sohn geboren ward, mußte seine Magd sich als einen Engel ankleiden, in seine Studierstube kommen, und ihm die Geburt mit den Worten aus dem Evangelio verkündigen. Er ließ diesem Kinde den Namen Onuphrius geben, weil er an eben dem Tage diesen Namen im Calender fand.

II.

Als er einsmals das gewöhnliche Landgericht im Holsteinischen hielt, und sich eben auf seinen Stuhl niedersetzen wollte, hob er mit beyden Händen die Hinterschöße seines Kleides in die Höhe, machte eine Verbeugung gegen die Anwesenden und sagete: Hiermit wird das Landgericht eröffnet; worüber sie alle gewaltig zu lachen anfiengen.

Leo Allatius,

geb. auf der Insel Chio 1586. gest. 1669.

I.

Allatius besaß im Schreiben eine fast unglaubliche Geschwindigkeit. Ein Cistercienser Mönch liehe ihm einst heimlich aus der Klosterbibliothek das Diarium Romanorum Pontificum auf eine einzige Nacht, und Allatius hatte in derselben Nacht das ganze Buch abgeschrieben.

II.

Man sagt, daß er vierzig Jahre lang mit einer einzigen Feder geschrieben, und bitterlich geweint habe, als er dieselbe verloren hatte.

III.

Er starb unverheurathet als päpstlicher Bibliothekarius. Der Papst Alexander VII. fragete ihn eines Tages, warum er nicht ein Priester würde? Allatius antwortete: Damit ich stets im Stande seyn möge, eine Frau zu nehmen. Da nun der Papst weiter fragete, warum er also nicht heurathete? so gab er wieder zur Antwort: Damit ich stets die Freyheit haben möge, ein Priester zu werden.

Hieronymus Cardanus,

geb. zu Pavia 1501. gest. 1576.

I.

Man sagt, seine Mutter habe, als sie mit ihm schwanger gieng, die Frucht abtreiben wollen; da es ihr nun damit nicht gelingen wollte, ward ihr die Geburt so schwer, daß man das Kind aus dem Leibe schneiden mußte.

II.

Cardanus bildete sich ein, viel neue Wahrheiten erfunden zu haben, und rühmte sich, einen Spiritum familiarem zu besitzen, der ihm alle Geheimnisse, wenn er es verlangte, entdeckete.

III.

Er hielt viel auf Wahrsagereyen und Träume. Er hatte sich selbst die Nativität gestellt, und den Tag seines Todes vorher gesagt; damit seine Rechnung nun nicht unrichtig erfunden würde, soll er, wie man sagt, sich zu Tode gehungert haben.

IV.

Cardanus war in allen Stücken, in der Kleidung, in der Lebensart, im Umgange, und selbst

selbst in seinen Schriften der seltsamste und paradoxeste Mann. Gutes und Böses, Vernünftiges und Thörichtes, Ernsthaftes und Lächerliches wechselte immer bey ihm ab. Zu Bononien fuhr er auf einem dreyräderichten Wagen herum, und wenn er mit guten Freunden in Gesellschaft war, sagete er immer das am liebsten, was sie verdroß.

Caspar Scioppius,

geb. in der Pfalz 1576. gest. 1649.

I.

Scioppius veränderte im J. 1599 seine Religion, und wurde katholisch; dem ungeachtet war er ein heftiger Feind der Jesuiten, wider welche er auch eine Schmähschrift nach der andern heraus gab. Man giebt zur Ursache dieses Hasses an, daß Scioppius selbst ein Jesuit habe werden wollen, diese ihn aber abgewiesen hätten.

II.

Er ließ einige Schriften wider den König in Engeland, Jacob I. ans Tageslicht treten; diese Mühe aber ward ihm gar übel belohnet: denn da er sich einige Zeit zu Madrid aufhielt, ließ der englische Gesandte durch seine Bedien-

ten ihm aufpassen, und ihn derb abprügeln. „Du Schulfuchs," sageten sie zu ihm, „willst „klüger seyn, als unser König Jacob?"

III.

Sein Buch, das er unter dem Titel Ecclesiasticus heraus gegeben hatte, ward zu Paris durch den Henker verbrannt, weil allerhand anzügliche Dinge wider den französischen Hof, und besonders den König Heinrich IV. darinne standen.

IV.

Er hatte es mit seiner Gabe, Satyren zu machen, so weit gebracht, daß er bey der ganzen Welt verhaßt, und nirgends seines Lebens sicher war; wie er es denn in einer Dorfschenke einst so weit brachte, daß ihn die Bauern mit Bierkrügen und Bankbeinen aus der Schenke jagten.

V.

In seinen letztern Jahren studirte er fleißig in der Bibel, und arbeitete besonders an einer Erklärung der Offenbarung Johannis; wobey er so furchtsam ward, daß er in vierzehen Jahren nicht aus der Kammer gekommen seyn soll.

VI.

Seine Lebensart war sehr mäßig und gering; er schlief auf ein Paar Bretern, über welche er

eine dünne Decke legete, und mit einer andern sich zudeckete. Er fastete oft, und aß überhaupt gar kein Fleisch, sondern nur Gartenfrüchte.

Jacob Paul Gundling,

geb. — gest. 1731.

I.

Gundling war Anfangs Lehrer auf der Ritterschule zu Berlin. Da nun der König einen Menschen um sich haben wollte, der ihm sowohl aus den Zeitungen, als aus den alten und neuen Geschichten, einige Nachrichten geben könnte, so kam Gundling dazu in Vorschlag. Der König machete ihn zu seinem Hofrathe und Zeitungsreferenten. Die Ehre, beständig mit Fürsten und großen Herren umzugehen, machete diesen Gelehrten stolz. Ein steifer in die Höhe getragener Kopf, eine stolze Mine, eine lange Staatsperücke, große Augen ohne Geist, aufgeworfene Lefzen, und nach dem Tact abgemessene Schritte, gaben den neuen Staatsmann zu erkennen.

II.

Da Gundling am Hofe mit seiner Gelehrsamkeit nur ausgelacht wurde, und bey allen

Titeln und Würden, die er erhielt, dem Könige nur zum Gespötte dienete, nahm er einst heimlich selbst Abschied, und begab sich nach Breßlau; andere sagen, nach Halle, wo er sich aus Verzweifelung über sein zweydeutiges Schicksal in die Saale habe stürzen wollen.

III.

Im Jahre 1718, da er wieder am Hofe war, schien er in mehrerm Ansehen zu stehen. Viele vornehme Herren des Hofes fuhren zu ihm, und machten ihm die Aufwartung. Er verschaffte Bedienungen, Gnadengehalte und Ehrenstellen. Der König machte ihn zu seinem wirklichen geheimen Rathe, zum Präsidenten der Academie der Wissenschaften, zum Oberceremonienmeister, und führete ihn in alle Collegia ein, um sich durch ihn von allem, was darinne vorgieng, Bericht erstatten zu lassen.

IV.

Gundling liebete den Trunk ein wenig, und disputirte und schmälte gern, wenn er den Wein im Kopfe hatte. Da man ihn nun, um über ihn zu lachen, gern auf diesen Ton gestimmt haben mochte, so wandte man über der Tafel immer alles an, um ihm den Verstand zu benebeln; man schüttete ihm sogar öfters allerhand Getränke durch einander.

V.

Die Kleidung, die er als Oberceremonienmeister tragen mußte, war sehr sonderbar, und vom Könige selbst vorgeschrieben. Sie bestand in einem rothen, mit schwarzem Sammet aufgeschlagenen, mit goldenen Knopflöchern gezierten, und, nach der neuesten Mode, mit großen Aufschlägen verfertigten Rocke; in einer reichen Weste; in einer auf beyden Seiten herabhängenden langen Staatsperücke von weißen Ziegenhaaren; in einem Hute mit einem weißen Federbusche; dazu kamen rothe seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, und Schuhe mit rothen Absätzen. Der König ließ ihm noch ein anderes Kleid von braunem Tuche machen, welches auf den Kanten mit Silber gestickt war, und wo in einem verschlungenen Zuge die Buchstaben W U R M G sehr deutlich mit eingeflochten waren.

VI.

Man wollte Gundlingen an dem Hofe zu Berlin auch verheyrathet wissen, und man fand keine Person geschickter für ihn, als die Tochter des bekannten Geschichtschreibers Larray, indem sie etwas Vermögen, dabey aber einen ausschweifenden Hochmuth besaß. Die Heurath ward gestiftet, und der Hof versprach sich auf dieser Hochzeit keine geringe Freude zu haben. Gundling aber, der davon Nachricht

bekam, spielte seinen Hochzeitgästen den Streich, und ließ sich den Tag vorher mit seiner Schöne trauen.

VII.

Als er einst zu einem gewissen Herrn zu Gaste gebeten ward, setzete man ihn in eine Portechaise, in welcher Sitz und Boden so eingerichtet waren, daß sie unterwegens heraus fielen. Da nun die Träger darauf vorbereitet waren, und Befehl hatten, nicht stille zu halten, so mußte Gundling in diesem engen Gefängnisse mit großer Unbequemlichkeit zu Fuße laufen.

VIII.

Bey einem andern Gastmahle trank der König seine Gesundheit, und nannte ihn, Ihro Excellenz. Der Herr von Ilgen, der an diesen Titel gewöhnt war, und nicht bemerkt hatte, daß der König mit dem Gundling scherzte, stand auf, um zu sehen, wer ihm die Gesundheit zubrächte. Der König aber erklärte sich sogleich deutlicher, und sagte: Ich meyne hier die närrische Excellenz.

IX.

Der König hatte noch bey Lebzeiten des Gundlings ein Faß für ihn machen lassen, in welchem er nach seinem Tode begraben werden sollte. Es war rings um mit Reifen, gleich

einem Fasse, belegt, und so eingerichtet, daß die eine Hälfte nach der Länge abgenommen werden konnte, und die Stelle des Deckels vertrat. Man hatte dieses Faß, wie einen Sarg, schwarz angestrichen, und ein weißes Creuz oben drauf gemalet. Auf beyden Seiten standen folgende Verse:

Hier lieget ohne Haut
Halb Mensch, halb Schwein, ein Wunderding;
In seiner Jugend klug,
In seinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz,
Des Abends allzeit voll.
Beweint, ruft Bachus laut,
Dieß theure Kind ist Gundeling.

Heinrich Loritus Glareanus,

geb. 1488. gest. 1563.

I.

Glareanus war ein Mann, dem es nie an seltsamen Einfällen fehlte. Als man ihm zu Basel nicht erlauben wollte, sich unter die Doctores zu setzen, weil er nicht Doctor war,

kam er, bey einer Doctorpromotion, auf einem Esel in das Auditorium geritten, und da man ihn fragete, wie er auf den Einfall geriethe, gab er zur Antwort: „Er müsse sich seinen „Sitz mitbringen, weil er sonst nicht wüßte, „wo er sich hinsetzen solle.“ Man ward dadurch bewogen, ihm folgenden Tag einen Platz unter den Doctoren anzuweisen.

II.

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so groß, daß sich viele Fremde bey ihm melden ließen, und ihm ihren Besuch gaben. Als nun einst einige Italiener zu ihm schickten, und ihn wissen ließen, daß sie ihn zu sehen wünscheten, bestellete sie Glareanus auf den folgenden Tag zu sich. Er setzete seinen poetischen Lorbeerkranz auf, hieng die goldene Kette um, setzete sich mitten in die Stube, sprach aber kein Wort mit den ankommenden Fremden. Da diese nun sich darüber zu beschweren anfiengen, bat er um Vergebung, weil man ihn nicht anders berichtet habe, als daß sie ihn nur zu sehen verlangten.

Nicolaus

Nicolaus Beckmann,

geb. 1625. gest. 1698.

I.

Beckmann ließ zu Paris ein Buch unter dem Titel Medulla Justinianea, welches er einem andern Gelehrten entwendet hatte, drucken. Die Zueignungsschrift war an den König von Schweden Carl IX. gerichtet, und weil man die Vortrefflichkeit des Buches bewunderte, wurde er zum Professor Juris zu Lund in Schonen ernennet.

II.

Er hatte sich bey seinem Aufenthalt in Stockholm mit einem Wäschermägdchen der Königinn, die vorher sehr ausschweifend gelebt hatte, eingelassen, und heurathete sie, als er Rector der Academie war, wodurch er sich viel Feindschaft zuzog, und in große Verachtung gerieth.

III.

Seine Selbstliebe verleitete ihn zu allen Ausschweifungen, deren ein Gelehrter fähig seyn kann, weil er sich für einen Mann hielt, den das Königreich gar nicht entbehren könnte. Er machte dahero neue Projecte, wie die Ein-

künfte der königlichen Kammer vermehret werden könnten, und beschuldigte sonderlich die Einnehmer großer Betrügereyen.

IV.

In seinem Hause legte er eine Mühle an. Da ihm nun schon vorhero die königlichen Kammerbedienten nicht gut waren, wurde er um hundert Thaler bestraft, weil er durch seine Mühle die königlichen Einkünfte geschwächt, welches ihn so schmerzete, daß er mit der Kammer einen Proceß anfieng, und da er nicht erweisen konnte, was er derselben Schuld gegeben, mußte er eine schriftliche Ehrenerklärung thun.

V.

Als Pufendorf als Professor nach Lund kam, und von den meisten Studenten in großen Ehren gehalten wurde, suchete Beckmann diesem großen Manne auf alle mögliche Art zu schaden. Er schrieb wider ihn, und machete ihm solche Vorwürfe, die Pufendorfs Ehre beleidigten.

IV.

Die Sache wurde endlich untersucht, und Beckmann mußte sich eilend aus dem Königreiche machen, weil man ihm mit dem Gefängnisse drohete. Was er wider Pufendorfen geschrie-

geschrieben, wurde zu Lund öffentlich von dem Scharfrichter verbrannt.

VII.

Hierauf begab er sich an den kaiserlichen Hof, und stellete, nachdem er seine Religion verändert, einen lustigen Rath vor. Der Haß gegen Pufendorfen war unauslöschlich, weil er so gar seinen Schwager, der in dänischen Diensten war, Pufendorfen zu ermorden bereden wollte.

Petrus Wederlin,

geb. 1538. gest. 1598.

I.

Wederlin war ein großer Mathematicus und Botanicus. Wenn er nach Hause kam und sich auszog, nahm er sich nicht so viel Zeit, seinen Rock aufzuhängen, sondern warf ihn oft unter den Tisch oder an die Erde. Er war so arm, daß er nur ein Hemde hatte, welches er sich selbst wusch, und bis es trocken war, unter seinem Schlafrocke nackend gieng.

II.

Er kam nach Erfurt, und war nicht im Stande, im Winter sich Holz zu kaufen. Wenn

er

er fror, legete er sich ins Bette, und studierte Mathematik. Seine Geschicklichkeit machete ihn bald bekannt, daß er sich durch den Unterricht, den er andern gab, etwas erübrigen und Magister werden konnte.

III.

Er entschloß sich, nach Schweden und Dänemark zu reisen, um die Merkwürdigkeiten der Natur in diesen Ländern zu besehen. Ein reicher Edelmann, der aber der größte Freygeist war, wünschete, auf seinen Reisen einen Gelehrten bey sich zu haben, der ihm die Zeit vertreiben könnte. Wederlin nahm diese Gelegenheit begierig an, war aber kaum mit diesem Edelmanne dreyßig Meilen gereiset, als sie in einem Gespräche, das die Religion betraf, sich dergestalt entzweyten, daß ihn der Edelmann nicht weiter mit sich nehmen wollte.

IV.

Die Begierde, Schweden zu sehen, war bey ihm so groß, daß er sich entschloß, dahin zu reisen, es koste was es wolle. Er gieng zu allen Gelehrten, die er nur kannte, und brachte durch Bitten vieles Geld zusammen, welches er nahm, und seine Reise muthig bis nach Schweden fortsetzete.

V.

Als er dahin kam, und Bekanntschaft bey denen Gelehrten suchete, ward er nicht allzu-

wohl

wohl aufgenommen; welches vermuthlich daher kommen mochte, weil er so schlecht gekleidet war, daß man ihn in Upsal nicht in die Stadt lassen wollte, indem man ihn für einen lüderlichen Kerl ansah.

VI.

Er befand sich eines males in der Gesellschaft etlicher Studenten, welche sich mit einigen Bürgern, die sich zu ihnen setzen wollten, zankten, und einen davon verwundeten. Die Bürger mußten stille seyn, weil der Studenten zu viel waren. Sie wurden aber endlich ruhig, und giengen nach und nach fort, so, daß Wederlin allein blieb. Einer von den Bürgern, der sich gerne rächen wollte, gieng dem Wederlin nach, und gab ihm einen so heftigen Schlag ins Gesichte, daß er todt zur Erde fiel. Der Bürger ward ins Gefängniß gesetzt, und gab unter andern Gründen, die er zu seiner Vertheidigung vorbrachte, führte er auch diesen an: Er habe ihn für einen Landläufer und lüderlichen Studenten angesehen, an dem die Welt nicht viel verlieren würde.

Athanasius Kircher,

geb. zu Fulda 1602. gest. 1680.

I.

Kircher war sehr für die Untersuchung der Alterthümer eingenommen; dabey er sich aber in seinen Muthmaßungen nicht selten betrog. Ein gewisser Gelehrter, Andreas Müller, der seine Leichtgläubigkeit kannte, suchete ihn einst auf eine lächerliche Weise zu hintergehen; er ersann eine Schrift von ganz unbekannten Zügen, welche er Kirchern zuschickete, und ihn um eine Erklärung dieser Schrift bat, die er für eine aegyptische hielte. Kircher hielt den Augenblick die Schrift auch für aegyptisch, und weil nichts von ihm unerklärt bleiben sollte, machte er eine Uebersetzung davon, die sein schalkhafter Freund herzlich belachte, und den Streich jedermann erzählete.

II.

Man findet in seinem Oedipo aegyptiaco Inscriptionen, welche aus doppelt gezogenen griechischen Buchstaben bestehen, und die der gute Kircher den Augenblick für ägyptische Buchstaben angesehen, bloß weil man sie in Aegypten gefunden hatte.

III.

Ein leichtfertiger Kopf steckete ihm einst unter die gesammleten alten Bilder und Stücken aus der Antiquität ein geschnitztes Männchen, das einem Bergmanne ähnlich sahe. Kircher der nichts davon wußte, und nicht darauf Achtung gab, ließ es unter den andern Alterthümern getrost mit in Kupfer stechen.

Janus Gruterus,

geb. 1560. gest. 1627.

I.

Gruterus war ein sehr gütiger und gefälliger Mann, der vielen Leuten, auch sogar denen Studenten, mit Gelde dienete, ob er gleich gemeiniglich darum betrogen wurde. Als man ihn wegen seiner Gutherzigkeit tadelte, sagete er, es wäre gut, daß er kein Mägdchen geworden, weil er unmöglich einer Mannsperson etwas würde haben abschlagen können.

II.

Er befand sich einsmals in Heydelberg bey einer Hochzeit, in Gesellschaft etlicher Schreiber und eines Einnehmers, die ihn einen Pedanten nenneten, der hinter seinem Ofen lateinische Grillen ausheckte, die weder ihm noch an-

dern etwas helfen könnten. „Lassen Sie mich," antwortete Gruterus, „bey meinen Grillen; „ich verwehre es Ihnen ja auch nicht, wenn „Sie überflüßige Nullen in Ihre Rechnungen „setzen."

III.

Alle äußerliche Pracht war ihm zuwider, daher er auch beständig schlecht gekleidet war, und in Heydelberg in einem so schlechten Hause wohnete, daß sich viele darüber wunderten. Man fragte ihn einst, warum er ein so elendes Haus zur Wohnung erwählete, welches alle Augenblicke einzufallen drohete? Gruterus antwortete darauf: Weil ich mich meiner Sterblichkeit erinnern will, und gerne ein anderer Simson seyn möchte.

IV.

Bey Eroberung der Stadt Heydelberg verlor er seine ganze Bibliothek, außer was ihm sein Eydam zu Brettan durch gute Freunde wiederschaffte.

V.

Gruterus hatte in seinen Studentenjahren lustig gelebt, und war noch in seinem Alter ein Mann, dem es weder an Muth noch Herzhaftigkeit fehlete. Denn als man ihn zu Brettan für einen Ketzer hielt, und Soldaten in sein Haus geschickt wurden, die alle seine Sachen

mit Gewalt nehmen sollten, widersetzete er sich, und wäre beynahe von einem Officiere erstochen worden.

VII.

Er stund alle Tage sehr früh auf, und gieng spatzieren, es mochte Sommer oder Winter seyn. An einem Morgen sahe er einen armen Jungen sich mit einem großen Bündel Holz schleppen, welches so schwer war, daß derselbe vielmals damit rücklings in den Schnee fiel. Gruterus bedaurete den armen Jungen, und fragte ihn, wie er hieß. Da er hörete, daß er Kaiser hieß, sagete er: Einem Kaiser bin ich zu dienen schuldig; und half dem Jungen das Bündel so lange tragen, bis sie einen bequemen Weg erreichten.

VII.

In seinem Alter vergnügte er sich mit dem Acker- und Gartenbau, und die Gelehrten, welche ihn besuchten, haben ihn oftmals in seinen Ställen das Amt eines Knechtes verrichten sehen.

VIII.

Die Venetianer bothen ihm 1200 Ducaten Besoldung an, wenn er nach Padua gehen wollte; er schlug das Anerbiethen aber aus, und blieb lieber zu Heidelberg.

Samuel Butler,

geb. zu Shensham 1612. gest. 1680.

I.

Als sich Butler bey dem Sir Samuel Lucke, einem Herrn aus der Grafschaft Bedfordshire, und berühmten Befehlshaber unter Cromwell, aufhielt, schrieb er seinen unnachahmlichen Hudibras, worinne er das Scheinheilige und Lächerliche der damaligen Sectirer in einer beißenden Satyre durchzieht. Einige sagen, daß der Held, den er unter dem Namen Hudibras aufführt, der Ritter Samuel Lucke selbst sey.

II.

Der König Carl II war so sehr in diesen Hudibras verliebt, daß er ihn beständig in der Tasche hatte, bey allen Gelegenheiten anführte, und nie ohne Entzücken von demselben sprach. Dennoch erhielt Butler von diesem Monarchen weiter keine Gnade, als ein Geschenk von dreyhundert Pfunden, und die Versprechung, daß er alle Aemter, ohne die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten, erlangen solle.

III.

Der Lord Buckhurst, Graf von Dorset, der Butlern gern kennen, und einen Abend in

seiner

seiner Gesellschaft zubringen wollte, bat einen andern Freund, daß er ihn mit sich in ein Weinhaus bringen sollte. Der Lord fand sich auch dabey ein, und bey der ersten Flasche Wein, die sie mit einander tranken, sahe Butler noch ziemlich finster und schwermüthig aus. Bey der zweyten wachete er auf, und war der witzigste und artigste Gesellschafter. Als aber noch die dritte Flasche getrunken ward, fiel Butler wieder in eine solche Dummheit, daß man ihn kaum für den vorigen Mann, und für den Verfasser eines so geistreichen Gedichts, als Hudibras, halten konnte. Der Lord fällte demnach folgendes Urtheil von ihm: Buttler gleichet einem Spiele Kegel; klein an den Ecken, und groß in der Mitten.

IV.

Der Rathsherr Barber ließ Butlern nach seinem Tode ein Grabmaal in der Westminsterabtey aufrichten, bey welcher Gelegenheit folgende Aufschrift gemacht wurde:

Whilst Buttler, needy wretch, was get alive,
No gen'rous patron would a dinner give;
But lo behold! when dead, the mouldring
dust,
Rewarded by a monumental bust!
A poet's fate, in emblem here is Shewn,
He ask'd for bread, and he receiv'd a Stone.

Ich habe davon folgende Uebersetzung gefunden:

Da Butler Noth litt, und noch war am
Leben,
Wollt' kein großmüthger Gönner ihm zu
essen geben;
Doch seht, sobald er wird des Todes Raub,
Belohnt ein Grabmaal seinen Staub!
Der Dichter Schicksal ists, was diesem
Bilde gleichet;
Er bat um Brod, ein Stein ward ihm
gereichet.

V.

Der Herr von Voltaire nennt seinen Hudibras ein Gedicht, das so viel Gedanken als Worte enthält, das, so lange noch einige Spuren von Witz und Gelehrsamkeit in Engeland zu finden sind, bewundert werden, und eine dauernde Satyre auf die Scheinheiligen bleiben wird.

Heinrich Alting,

geb. 1583. gest. 1644.

I.

Alting war damals gleich in Heydelberg, als diese Stadt mit Gewalt von den Kayserlichen erobert wurde. Ein Bedienter brachte ihm die Nachricht, daß die Stadt geplündert würde, welches er nicht glauben wollte, weil er nicht wußte, daß die Stadt erobert war. Die wiederholten Betheurungen seines Bedienten macheten, daß er ihm endlich glaubete, und seine Thüre fest verriegelte, um für der Gewalt der Soldaten sicher zu seyn.

II.

Ein guter Freund erzählete ihm den Zustand der Stadt, daß alles von den Soldaten ermordet würde, und zeigete ihm eine Hinterthüre, durch welche er sich zu dem Canzler der Universität begeben könnte, wo er sicher seyn würde, weil der Canzler vom Tylly eine Salvegarde bekommen hatte.

III.

Als er in des Canzlers Haus treten wollte, schrie ihm der Officier, welcher die Wache hatte, entgegen: Mit diesem Degen habe ich zehen

Kerls umgebracht, und wenn ich Doctor Altingen antreffe, soll er der eilfte seyn. In dem Augenblicke erblickte er Altingen, und fragete ihn, ob er der verwünschte Doctor Alting wäre? Alting antwortete: er habe an dem Collegio Sapientiae eine Bedienung gehabt, durch welche List er sein Leben erhielt.

IV.

In des Canzlers Hause versteckete er sich auf den Boden, wo ihn Tyllys Koch mit Essen und Trinken versorgte, auch Gelegenheit verschaffte, daß er in sein Haus gehen konnte.

V.

Auf seiner Stube traf er einen Capitain an, der ihn für einen fremden Gelehrten hielt, und ihm die Erlaubniß gab, sich von den Büchern eins auszulesen, welches er ihm schenken wollte. Alting aber war so über sein Schicksal bestürzt, daß er sich eilends weg begab, und durch seine guten Freunde beym Tylly um die Erlaubniß, sich aus der Stadt wegzubegeben, anhalten ließ; welches ihm auch nach großen Schwierigkeiten zugestanden wurde.

VI.

Die Gelehrten zu Heydelberg hatten sich wegen ihres Hochmuthes bey allen andern Gelehrten sehr verhaßt gemacht, weil sie sich auf ihre Bibliothek sehr viel einbildeten. Wo also Alting

ting hinkam, und man erfuhr, daß er ein Heydelbergischer Gelehrter sey, fand er Feinde und Verfolger.

VII.

Zu Haag traf er endlich seinen vertriebenen Churfürsten an, von dem er sehr gnädig aufgenommen wurde, und die Unterweisung seiner jungen Prinzen über sich nehmen mußte.

VIII.

Der Tod seiner Tochter und Frau, welche er sehr zärtlich geliebet hatte, betrübte ihn so sehr, daß er in eine Schlafsucht, und in eine Art von Melancholey fiel, woran er auch endlich gestorben ist.

Bartolus,

geb. 1313. gest. 1355.

I.

Bartolus ließ das Essen und Trinken allezeit wiegen, damit er niemals weniger oder mehr zu sich nehmen möchte, weil er sich einbildete, es sey dem Verstande und der Urtheilungskraft höchst schädlich.

II.

Er war sehr berühmt, ob er gleich keine sonderliche Wissenschaft besaß, sondern anderer Gelehrten Schriften für die seinigen ausgab, welche er so geschickt den gelehrtesten Leuten zu entführen wußte, daß keiner ihn mehr in seine Studirstube lassen wollte.

III.

Um die Worte bekümmerte er sich sehr wenig, aber die Sachen waren nach seiner Meynung der Aufmerksamkeit werth. De verbibus non curat ICtus, sagete er oft, woraus man seine Stärke in der lateinischen Sprache beurtheilen kann.

IV.

In der Religion war er ein Scepticus, und in seiner Aufführung gegen andere hart und unbarmherzig; da er sich doch ein Gewissen machte, die Spinnen, mit welchen sein Zimmer gleichsam bedeckt war, abkehren zu lassen. Seinen Bart ließ er sich niemals putzen, weil er sagete, Gott hätte alles vollkommen gemacht, und es wäre unrecht, wenn man an dem geringsten seiner Werke etwas ändern wollte. Wenn ihm seine Freunde vorstelleten, daß ihn ein so großer Bart verstelle, antwortete er, sie hätten keine richtigen Begriffe von dem, was schöne sey. Kaum konnte man ihn bereden,

reden, daß er sich die Nägel an Händen und Füßen abschneiden ließ.

Caspar Aquila,

geb. 1488. gest. 1560.

I.

Weil Aquila ein eifriger Anhänger von Doctor Luthern war, und fleißig seine Schriften las, ließ ihn der Bischof von Augsburg auf einem Karren gefänglich nach Dillingen bringen, und in ein tiefes Gefängniß werfen, in welchem er einen ganzen Winter gar elend, ohne gegen die Kälte bedeckt zu seyn, oder mit warmem Essen versorgt zu werden, zubringen mußte.

II.

Da er aus dem Gefängnisse loskam, mußte er sogleich in etlichen Stunden die Stadt räumen, und alle seine Bücher und Habseligkeiten im Stiche lassen.

III.

Als er sich bey Franz von Sickingen auf dem Schlosse Ebernburg aufhielt, kam er in große Lebensgefahr. Die Soldaten, welche darinne zur Besatzung lagen, verlangeten von

ihm, er sollte eine Stückkugel taufen, da er sich aber dieses zu thun, durchaus weigerte, steckten sie ihn in einen großen meßingenen Mörsel, und wollten mit ihm unter die Feinde schießen. Zu seinem Glücke kam ein Officier, der ihn kannte, dazu, welcher ihn, da das Zündkraut schon etliche mal abgebrannt war, bey den Füßen aus dem Mörser zog, und also beym Leben erhielt.

IV.

Als das Interim von dem Kaiser publicirt wurde, widersetzte er sich so heftig, daß auf seinen Kopf eine große Summe Geld gesetzt wurde, die demjenigen ausgezahlt werden sollte, der ihn todt oder lebendig liefern würde.

V.

Seine Schriften wider das Papstthum sind sehr im Tone der damaligen Zeit, wie man sogleich aus den Titeln einiger derselben ersehen kann. Als: **Tractat wider den schnöden Teufel, der sich in einen Engel des Lichts verstellet. Ingleichen: Tractat vom neugebornen Abgotte zu Babel.**

Herr=

Herrmann von der Hardt,

gebohren zu Melle in Westphalen 1660.
gest. 1748.

I.

Herrmann von der Hardt war ein ziemlich gelehrter Mann, dabey aber auch ein großer Liebhaber sonderbarer Meynungen. Nur eine einzige zum Beweise anzuführen, kann folgende dienen: Die Geschichte des Jonas, der sich drey Tage in dem Bauche eines Wallfisches aufhalten mußte, war seiner Meynung nach am glaubwürdigsten, wenn man den Wallfisch für ein Wirthshaus annähme, in welchem Jonas eingekehret, und sich drey Tage aufgehalten.

II.

Seine sogenannten ænigmata prisci orbis machten viel Aufsehens; der braunschweigische Hof ließ das Buch confisciren, den Verfasser um hundert Thaler strafen, und ihm andeuten, daß er keine Erklärungen über die Bibel mehr schreiben solle. Er hatte damals noch acht geschriebene Folianten voll solcher Erklärungen, die er den Augenblick verbrannte, und die Asche nach Hofe schickte.

III.

III.

Der Herzog von Braunschweig Rudolph August, dessen Bibliothecar er war, liebte ihn sehr, wie er ihn denn in seinen Briefen nicht anders, als dilectum amicum, nennete. Wenn er mit ihm sprechen wollte, ließ er ihn in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen, unter Begleitung zween reitender Trabanten, holen.

IV.

Er pflegte alle Jahre den Gedächtnißtag derjenigen Männer, welche die Wissenschaften aus der Finsterniß wieder hervorgezogen, feyerlich zu begehen. Diese Ehre erwies er besonders auch dem Reuchlin folgender Gestalt:

Er ließ ein Leichengerüst in seinem Hause aufbauen, anstatt der Leiche aber, Reuchlins Grammatic und Wörterbuch auf einen Tisch nageln, und mit einer Decke von rothem Sammet, anstatt des Leichentuchs bedecken. Zum Haupte ward eine silberne Crone, und zu den Füßen ein Corallenbaum gesetzt. Auf beyden Seiten brannten Wachskerzen, und das ganze Gerüste war mit allerhand schönen Blumen überstreut. Nach diesen Vorbereitungen hielt er an die Anwesende, als an Leidtragende, eine Rede, in welcher er die Ursachen anführte, warum er das Andenken dieses großen Mannes zu erneuern würdigte, und zugleich ermahnte, daß man Gott

für

für die große Wohlthat der Wiederherstellung der Wissenschaften danken sollte.

V.

Nach dem sechszigsten Jahre wurden ihm die Augen schwach, daß er sich der Brille bedienen mußte. Gegen das achtzigste Jahr aber ward sein Gesicht wieder so helle und scharf, als es je in seiner Jugend gewesen war.

Jonathan Swift,

geb. zu Dublin 1667. gest. 1745.

I.

Swift ward bald nach seiner Geburt durch seine Amme nach Engeland gebracht, indem sie ohne Vorwissen seiner Mutter und Anverwandten sich mit ihm zu Schiffe begab, und aus Irland übersetzen ließ. Sie behielt ihn drey Jahre bey sich in Engelland, und Swift, wenn er auf die Undankbarkeit Irlands zornig ward, pflegete zu sagen: Ich bin nicht aus diesem schlechten Lande; ich bin ein Engländer.

II.

Als er zu Dublin Baccalaureus werden wollte, fand man ihn nicht geschickt genug dazu; doch

doch ertheilete man ihm endlich diese Würde, ex speciali gratia. Swift, den dieser schimpfliche Zusatz verdroß, gieng hierauf nach Oxford, allwo die Mitglieder der Universität die Worte, ex speciali gratia, ganz anders auslegeten, indem sie eine besondere Belohnung seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit darinne sucheten.

III.

Im Jahre 1716 heurathete er die Tochter des Haushofmeisters bey dem Ritter William Temple, mit welcher er vorher schon vertraut umgegangen war. Er änderte, nach dieser Verbindung mit ihr, nichts in der vorigen Lebensart; sie durfte nicht bey ihm im Hause wohnen, und er war nie dahin zu bringen, daß er sie für seine Frau erkannte, oder mit ihr lebete.

IV.

Da ihm der Pfarrdienst zu Laracor aufgetragen ward, zog er dahin, und that seinen Pfarrkindern kund, daß er alle Mitwochen und Freytage Bethstunden halten wolle. Die Glocke ward die nächste Mittwoche geläutet; der Pfarrer wartete an seinem Pulte: es kam aber niemand in die Kirche, so daß Swift seinen Küster Roger sich niedersetzen hieß, worauf er den Gottesdienst in der Ordnung verrichtete.

V.

V.

Seine Reisen that er am liebsten zu Fuß. In den Wirthshäusern setzte er sich gern unter die Fuhrleute und Hausknechte, und aß und trank mit ihnen, weil er die Sprache des Pöbels nicht allein gern hörte, sondern sie auch für einen fruchtbaren Boden seiner witzigen Einfälle ansahe. Man findet die Spuren seiner Gesellschaft überall in seinen Werken.

VI.

Im J. 1713 ward er zum Dechant von St. Patrick in Irland ernannt; das Volk aber begegnete ihm daselbst, als er ankam, mit aller möglichen Verachtung und Schimpf. Man warf mit Steinen und Koth nach ihm, als er durch die Straßen gieng, und das Capitel nahm ihn mit dem äußersten Widerwillen an. Gleichwohl herrschte nach der Zeit Swift über die Gemüther der Irländer so unumschränkt, als ie ein Monarch.

VII.

Es ist bekannt, daß Swift vor seinem Ende den Verstand verlor. Dieser Verlust geschah Stufenweise, und fieng sich schon mit dem J. 1736 an. Er schien in diesem elenden Zustande zum ersten Einwohner seines für Einfältige und Mondsüchtige gestifteten Hospitals bestimmt zu seyn.

VIII.

VIII.

Seine Lust zu scherzen, leuchtet auch aus seinem letzten Willen hervor. Er verordnete von seinen drey besten Hüten (nämlich von seinem besten, den zweyten besten, und den dritten besten von Biberhaaren) mit einer Feyerlichkeit und Umständlichkeit, die sein ganzes Vermächtniß lächerlich machte.

IX.

Dem Herrn Johann Grattan vermachte er seine silberne Büchse, um darinn Tabac, Pigtail genannt, zu halten, welchen der Herr Johann zu kauen pflegte.

X.

Sein Vermächtniß an den Robert Grattan ist noch sonderbarer: „Ich vermache, sag„te er, dem ehrwürdigen Robert Grattan „meine große Büchse, mit dem Bedinge, daß „er den alleinigen Gebrauch davon seinem Bru„der, dem Doct. James Grattan überlasse, „und zwar, so lange der Doctor lebet, weil er „mehr Gelegenheit zu deren Gebrauch hat.

XI.

Swifts Gedicht über seine gerühmte Vanessa wird für eins der besten unter seinen poetischen Stücken gerechnet. Der Lord Orrery sagt von ihm, daß er ein sehr zärtliches Ohr gehabt, und in seinen Versen sehr rein und zier-

lich gewesen sey. Ein böser Reim habe ihm eine von den Hauptsünden zu seyn geschienen. Uebrigens kann man ihn mehr für eine Art eines Kunstrichters, als für einen Poeten halten.

Philippus Melanchthon,

geb. zu Bretten in der Pfalz 1497. gest. 1560.

I.

Melanchthon war ein so arbeitsamer Mann, daß er, so wie der jüngre Plinius von seinem Vetter schreibt, keinen Augenblick vorbey gehen ließ, den er nicht mit Lesen oder Schreiben zubrachte.

II.

So gelehrt er war, hatte er doch nicht das Hertz zu predigen, und als er einsmals sich überwinden wollte, und Luther seine Angst sahe, faßte er ihn beym Ermel und sagte: Laßt mich predigen, lieber Bruder Philipp, was gilts, ich will es besser machen als ihr.

III.

Um die Furcht, vor der versammelten Gemeine zu reden, bey sich zu vertreiben, ließ er einst eine Menge große und kleine Töpfe zu sich

ins Zimmer schaffen, die er alle um sich herum stellte, und in der Vorstellung, als ob es seine Zuhörer wären, eine geistliche Rede an sie hielt. Sie gieng ihm dießmal gut von statten, und Melanchthon erzählte D. Luthern mit großen Freuden, daß er sich nun wohl getraue, eine Predigt von der Kanzel zu halten. Er erzählete Luthern den Versuch, den er gemacht hatte, und wie es damit abgelaufen war. Luther lachte aber, und sagte zu ihm: Mein lieber Philipp, Töpfe sind keine Köpfe.

IV.

Er pflegte sich um acht Uhr zu Bette zu legen, und nach Mitternacht wieder aufzustehen, weil er den Schlaf vor Mitternacht für den gesündesten hielt.

V.

Wenn er studierte, pflegte er auf die linke Seite zu hängen, so daß er, wenn er gieng, zu hincken schien. Seinetwegen kam die Universität in große Aufnahme, und man nennte diejenigen, die seine eifrigsten Anhänger waren, Philippisten, welche ihm alles nachthaten, so gar daß sie alle schief giengen, wie Melanchthon, wenn sie ihn auf der Gasse begleiteten.

VI.

Als Melanchthon im J. 1529 auf den Reichstag nach Speyer reisete, besuchte er seine Mutter

Mutter zu Bretten. Diese gute Frau, die noch der päpstlichen Religion zugethan war, fragte ihren Sohn, was sie denn bey den vielen Streitigkeiten über die Religion glauben sollte, und Melanchthon soll ihr zur Antwort gegeben haben, sie sollte nur fortfahren zu glauben und zu beten, wie sie bisher gethan, und die Religionshändel sich nicht anfechten lassen.

VII.

Etliche Tage vor seinem Tode schrieb er auf ein Papier in zwo Reihen die Ursachen auf, warum er gern sterben wolle. Die eine Reihe enthielt die Uebel, wovon ihn der Tod befreyete: 1) daß er alsdann aufhöre zu sündigen; 2) daß er dem Verdruß und der Heftigkeit der Theologen nicht mehr ausgesetzt seyn werde. In der andern Reihe stunden die Güter, die er durch den Tod zu erlangen hoffte: 1) er werde zum Licht kommen; 2) er werde Gott sehen; 3) er werde den Sohn Gottes schauen; 4) er werde die hohen Geheimnisse begreifen, die er in diesem Leben nicht verstehen können; 5) er werde einsehen, warum wir so, und nicht anders erschaffen worden; 6) er werde sehen, wie die beyden Naturen in Christo vereinigt seyn.

VIII.

Seine Grabschrift, die er sich selbst verfertigt hat, lautet folgender Gestalt:

Iſta brevis tumulus miſeri tenet oſſa Philippi,
Qui, qualis fuerit, neſcio, talis erat.

Hieronymus Wolf,

geb. in Graubündten 1516. geſt. 1580.

I.

Da ihn ſein Vater, der ſchwachen Leibesconſtitution wegen, nicht wollte ſtudieren laſſen, entlief er ihm heimlich, und kam nach Tübingen, allwo er, um ſeinen Unterhalt zu haben, andere Studenten bediente.

II.

Er nahm hierauf in einem academiſchen Collegio beſagter Univerſität die Stelle eines Thorwärters an. Die Studenten aber, die ihm nicht gut waren, weil er ſich mit keinem vertragen konnte, machten ihm das Leben ſo ſauer als möglich, indem ſie ſo unordentlich nach Hauſe kamen, daß Wolf ganze Nächte hindurch nichts zu thun hatte, als die Thüren auf und zu zu ſchließen.

III.

Sein mürriſches und verdrüßliches Weſen, das ihm überall Feinde machte, war ihm auch öfters

sters bey seinen Arbeiten nachtheilig. Er besaß viel Kenntniß der griechischen Sprache, und eine große Fertigkeit im Uebersetzen. Der bekannte Frobenius nahm ihn daher in sein Haus, um einige griechische Autoren von ihm übersetzen zu lassen. Da nun **Wolf** eben einen Bogen mit Sande bestreuen wollte, anstatt der Sandbüchse aber das Dintenfaß ergriff, und die Dinte über den Bogen goß, entrüstete er sich darüber so sehr, daß er die ganze Uebersetzung ins Feuer warf, und des Nachts sich aus dem Hause des Frobenius fortmachte.

Heinrich Lindenbrogius,

geb. 1570. gest. 1642.

I.

Lindenbrog ward zu Paris ins Gefängniß geleget, weil man ihm Schuld gab, daß er aus dem Kloster St. Victor sechzehn Bände geschriebne Bücher entwendet habe. Er war von Hamburg mit **Wowern** dahin gereiset, den man wegen solcher gelehrten Diebereyen den hamburgischen Corsaren zu nennen pflegte. Düpui sagte für den Lindenbrog gut, und half ihm endlich wieder aus dem Gefängnisse.

II.

Auf seinen Reisen durch Deutschland und Italien hatte er das Unglück, in die Hände der Straßenräuber zu fallen, welche ihn ganz gewiß umgebracht hätten, wo nicht eine Magd, die aus dem Holze den Streit mit angesehen, die Bauern im nächsten Dorfe rege gemacht, und Lindebrogen gerettet hätte. Die Räuber hatten ihm alles, auch so gar etliche Hefte von seinen Anmerkungen über den Censorinus genommen, worüber er ganz untröstlich war, und sich lieber das Leben hätte nehmen lassen. Die Räuber, denen an der Gelehrsamkeit nichts gelegen war, hatten indeß das Papier weggeworfen, und ermeldete Magd brachte es ihm wieder. Lindenbrog war darüber so erfreut, daß er der Magd die Heurath versprach, welches er auch in der That hielt. Sie hat ihn hernach auf seinen Reisen begleitet, und mit aller Hochachtung begegnet, dergestalt, daß sich Lindenbrog seine Wahl nicht durfte gereuen lassen.

Nicodemus Frischlin,

geb. zu Bahlingen im Würtenbergischen, 1547. gest. 1590.

I.

Frischlin machte sich durch seine Comödie Rebecca bey dem Kayser Rudolph II so beliebt, daß er ihn zum Poeten krönete, und mit einem Geschlechtswappen begnadigte.

II.

Er mußte wegen seiner Rede de laudibus vitæ rusticæ, darinnen er den Landadel angegriffen, Tübingen verlassen, weil er in Lebensgefahr war. Ein andrer Professor, der ihm ähnlich sahe, ward Abends von einem Landjunker erstochen.

III.

Von Tübingen gieng er nach Laubach in Crain, wo ihm das Stadtrectorat anvertrauet wurde; aber diesen Ort muste er wegen begangnen Ehebruchs bald wieder verlassen.

IV.

Von da begab er sich nach Marburg, wo er anfangs sehr wohl aufgenommen wurde, aber wegen seines lüderlichen Lebens die Stadt ei-

lend räumen, und alles, was er hatte, im Stich lassen mußte. Er kam in sehr großes Armuth, und bat dahero, daß man ihm nur seiner Frau Heyrathsgut ausliefern möchte, welches sich ohngefähr auf tausend Gulden belief. Da ihm dieses abgeschlagen wurde, bediente er sich gegen die landgräfliche Canzley sehr harter Worte, und beklagte sich öffentlich in einer Schrift über die Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit des Landgrafen. Er ward dahero zu Würtenberg arretiret, und auf das Schloß Hohen-Aurach ins Gefängniß gesetzt, wo er das schöne Gedicht Hebrais Sacra verfertiget hat.

Aus diesem Gefängnisse suchte er sich selbst zu befreyen, und brach in der Nacht ein Stück aus dem eisernen Ofen, wodurch er aus der Stube kam. Er hatte sich schon vorhero aus Stücken Leinwand ein Seil gemacht, durch dessen Hülfe er sich hinunter lassen wollte. Weil ihn aber der Mond blendete, band er das Seil an der höchsten und gefährlichsten Ecke des Schlosses an, und fiel sich, da das Seil zerriß, an den steilen und zackichten Felsen zu Tode.

Ludolph Küster,

geb. 1670. gest. 1716.

I.

Dieser berühmte Criticus hatte, ehe er königlicher Bibliothecarius zu Berlin ward, verschiedene Reisen nach Holland, Engeland und Frankreich gethan, so daß er den Aufenthalt am preussischen Hofe für keine hinlängliche Belohnung seiner Verdienste hielt. Er verließ demnach Berlin, gieng wieder nach Holland, und hielt sich anfänglich zu Amsterdam, hernach zu Rotterdam auf. Hier gerieth er in so armselige Umstände, daß er sich zu seinem Freunde, dem Abt Bignon, nach Paris begab, und auf desselben Zureden endlich die Religion veränderte.

II.

Ludewig XIV machte ihn zum Mitgliede der Academie des Inscriptions mit einem jährlichen Gehalt von 2000 französischen Pfunden. Küster aber war ein so schlechter Wirth, daß auch diese zu seinem Unterhalte nicht hinreichten. Es nahm ihn hernach ein Buchführer zu sich ins Haus, der seinen Aristophanes drucken wollte, und dieses war auch in der That das einzi-

ge Mittel, Küstern zur Erfüllung seines Versprechens anzuhalten.

III.

Als er einst des Bayle Commentaire philosophique antraf, warf er ihn verächtlich auf den Tisch, und sagte: das ist was philosophisches; non sic itur ad astra. Denn seiner Meynung nach, war die Geschichte und Chronologie der griechischen Wörter die einzige anständige Beschäfftigung für einen Gelehrten.

IV.

Sein älterer Bruder war ein ziemlich fantastischer Kopf. Die apocalyptischen Zahlen, und daß er der Engel von Philadelphia mit der siebenten Schaale sey, weil er sich sieben Jahr zu Philadelphia aufgehalten hatte, ingleichen des Engländers Asgils Einbildung, daß er nicht sterben werde, kamen ihm nie aus dem Kopfe.

V.

Er nannte sich einen **außerordentlichen Lehrer der morgen- und abendländischen Sprachen durch ganz Europa**, und gab verschiedene Schriften in diesen Sprachen heraus, die er vermuthlich selber nicht verstanden hat.

VI.

Ludolph Küster hatte einen heftigen und langwierigen Streit mit Gronoven, wegen des lateinischen Wortes Cerno. Beyde stritten, und beyde thaten, als ob ihnen an dergleichen Kriegen nichts gelegen sey.

Johann Colet,

geb. zu London 1477. gest. 1519.

I.

Colet gelangte in sehr frühen Jahren zu allerhand geistlichen Pfründen, wie er denn nicht älter als neunzehn Jahr war, da er der Kirche zu Dennyngton in der Grafschafft Suffolk vorgeschlagen ward.

II.

Um die griechische Sprache zu erlernen mußte er außer Landes reisen, weil damals auf den englischen Universitäten gar keine Gelegenheit war, indem man sich daselbst nach dem scherzhaften Ausdrucke des Erasmus richtete: Caveas a Græcis, ne fias hæreticus.

III.

Colet pflegte im Sprichworte zu sagen: „Wir sind alle so beschaffen, wie unser Umgang „ist,

„ist, und fangen aus Gewohnheit an, das zu „thun, was wir öfters sehen und hören.“ Erasinus hat dieses Sprichwort in seiner Sammlung aufbehalten, und es allen Denksprüchen der alten Weltweisen vorgezogen.

IV.

Als Heinrich VIII sich zum Kriege wider Frankreich rüstete, ward Colet ernannt, bey Hofe eine Predigt vor dem Könige zu halten. Er that es, und eiferte so heftig wider die Sündlichkeit, einen Krieg anzufangen, daß man glaubte, der Prediger würde ins Gefängniß geschickt, oder gar noch härter bestraft werden. Der König aber ließ den Colet rufen, und gab sich so viel Mühe, ihn von der Nothwendigkeit des Krieges, den er anfangen wollte, zu überzeugen, daß der Doctor Colet in der zweyten Predigt über eben diese Materie von der Rechtmäßigkeit, Heiligkeit und Nutzbarkeit dieses Krieges für Engeland handelte. Diese Predigt gefiel dem Könige so wohl, daß er zu seinen Hofcavalieren sagte: „Ey! laßt sich ieden seinen Doctor wählen; aber dieser soll der „meinige seyn.

V.

Erasmus hat das Leben des Colet beschrieben, und demselben das Leben des Johann Vitrier vorgesetzt. „Nun sollet ihr, saget er zum Jodocus Jonas, dem er es zueignet,

net, „nach meiner Meynung nicht Bedenken „tragen, diese beyden guten Christen in das Ver„zeichniß der Heiligen zu setzen, ob sie gleich „nicht vom Papste canonisirt sind. Glückse„lige Seelen! denen ich so viel zu verdanken „habe, helfet mit eurem Gebete dem armen „Erasmus, der noch in dieser Welt hienieden „kämpfet, damit er in eure selige Gemein„schaft hinauf gebracht werde, um nie wieder „davon getrennt zu werden.

Marcus Zuerius Boxhorn,

geb. 1612. gest. 1653.

I.

Boxhorn war ein großer Freund des Rauchtabacks, welchen er so übermäßig brauchte, daß er sich dadurch eine Krankheit zuzog und starb. Damit er im Studieren durch die Pfeife nicht gehindert würde, ließ er sich einen besondern Hut, und durch denselben an dem vordern Rande ein Loch machen, durch welches er die Pfeife steckte, und desto bequemer rauchen konnte. In seiner Stube sahe man nichts, als Pfeifen und Bücher, die untereinander an der Erde zerstreut lagen.

II.

Seine Bücher und Manuscripte stanken so nach Taback, daß sie bloß dadurch vor andern kenntlich waren. Es wurden ihm *einsmals* etliche Bücher gestohlen, welche er bey *einem* Trödler wiederfand, der zwar erstlich sie wieder herzugeben Schwürigkeiten machte, doch aber endlich sich überzeugte, daß sie aus Boxhorns Bibliothek seyn müßten, weil sie vor andern am ärgsten nach Taback stänken.

III.

Boxhorn gehört unter die *frühzeitigen* Gelehrten; denn schon im sechzehnten Jahre machte er sich der Welt als ein Autor bekannt.

Peter Lambecius,

gebohren 1628. gestorben 1680.

I.

Lambecius ward Rector an dem Gymnasio zu Hamburg. Er war schon an verschiednen Orten gewesen, hatte aber nirgends Beyfall gefunden, weil man ihm besondre Meynungen in der Religion schuld gab.

II.

II.

Nachdem er Frankreich, Deutschland und Italien besehen hatte, beschloß er in Hamburg, ruhig zu leben, und sich zu verheurathen. Er fand daselbst bald ein reiches, dabey aber altes und geiziges Frauenzimmer, mit der er sich nicht länger als funfzehn Tage vertragen konnte.

III.

Die schwedische Königinn Christina hielt sich damals in Hamburg auf, bey welcher Lambecius in großen Gnaden stund; wie sie ihn denn, seine Frau zu verlassen und nach Wien zu gehen, beredet haben soll.

IV.

Lambecius gieng an einem Morgen in aller Stille aus Hamburg, nachdem er vorhero von gedachter Königinn Abschied genommen, und ließ sich über die Elbe setzen. Sobald er nach Wien kam, schrieb er an den Rath zu Hamburg, und legte sein Rectorat und die Profession Historiarum nieder.

V.

Da er in die kayserliche Bibliothek geführet wurde, und den schlechten Zustand derselben sahe, sagte er:

Jaces indigno, quanta res, dudum loco:
O si quis pretii cupidus tractasset tui
Olim redisses ad splendorem maximum!

VI.

VI.

In Wien bekannte er sich öffentlich zur katholischen Religion, und brachte es bey dem Kaiser dahin, daß ein neues Gebäude für die künftige Bibliothek aufgebauet wurde.

VII.

Seine eigene Bibliothek bestand aus dreytausend gedruckten und zweyhundert geschriebenen Büchern, die er noch bey seinen Lebzeiten dem Kaiser für 13000 Thaler verkaufte.

VIII.

Warum des Lambecii Commentarii von der kayserlichen Bibliothek zu Wien so rar geworden, giebt ein gewisser Gelehrter folgende Ursache an: Haeres Lambecii tardae venditionis impatiens Commentarios suos de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi officinis seplasiariis vendidit; inde ista raritas Exemplarium et caritas.

Gilbert Burnet,

geb. zu Edinburg 1643. gest. 1715.

I.

Als Burnet Pfarr zu Saltoun war, kam einer von seinen Kirchkindern, der Schulden halber gepfändet worden war, zu ihm, und sprach

sprach ihn um eine kleine Beyhülfe an. Burnet fragte, wie viel er haben müßte, um ihn wieder in seiner Handlung herzustellen, und als der Bittende ihm die Summe namhaft gemacht, befahl Burnet sogleich seinem Bedienten, sie ihm auszuzahlen. „Herr, sprach dieser, das ist eben alles, was wir im Hause haben.“ „Gut, gut, antwortete Burnet, gebt es nur diesem armen Manne; ihr wißt nicht, welch ein Vergnügen es ist, iemand fröhlich zu machen.“

II.

Burnet verheurathete sich mit einer Tochter des Grafen von Caßiles. Damit ihm nun niemand den Vorwurf machen möchte, als ob diese Vermählung aus Ehr- oder Geldgeiz geschehen sey, gab er seiner Braut den Tag vor der Hochzeit einen Schein, worinne er auf alle ihr Vermögen, welches sehr ansehnlich war, Verzicht that.

III.

Da dem Burnet die häufigen Besuche von Personen allerhand Standes und Parteyen beschwerlich wurden, bauete er sich ein Laboratorium in seinem Hause, und vertrieb sich ein ganzes Jahr lang die Zeit mit Versuchen in der Scheidekunst, um einen Vorwand zu haben, diese Besuche abzulehnen.

IV.

Man findet in einer Lebensbeschreibung von ihm folgendes von seinem Charakter aufgezeichnet: Er nützte seine Zeit in Betrachtung seiner häuslichen Geschäffte auf eine regelmäßige und einförmige Art. Er stund sehr früh auf, und schlief selten länger, als bis um vier oder fünf Uhr des Morgens. Er wandte des Morgens die zwo ersten Stunden, und des Abends die letzte halbe zu besondern Andachten an. Seine erste und letzte Gegenwart bey seiner Familie war bey dem Morgen- und Abendgebete, welches er iederzeit selbst las, obgleich seine Kapellane mit zugegen waren. Beym Theetrinken nahm er Gelegenheit, seine Kinder im Christenthum zu unterrichten, und denselben seine eigne Erklärung eines Stücks aus der heiligen Schrift mitzutheilen. Selten widmete er seinem Studieren weniger denn sechs, öfters auch acht Stunden des Tages. Er hielte eine offne Tafel, worauf vollkommne Genüge ohne Ueberfluß herrschte; seine Equipage war anständig und ohne Pracht; und alle sein Aufwand edelmüthig ohne Verschwendung. Er war ein sehr liebreicher Ehegatte; und seine Liebe zu seinen Kindern äußerte sich nicht so sehr darinne, daß er für sie Schätze aufhäufte, sondern daß er ihnen die beste Erziehung gab. Nachdem seine Söhne sich unter besonderer Aufführung in den gelehrten Sprachen festgesetzet, sandte er sie auf die hohe Schule, und nachher außer

Lan-

Landes, ihr Studieren zu vollenden, nach Leiden. In seinen Freundschaften war er eifrig, offenherzig und beständig; und ob zwar sein Amt und seine Grundsätze ihm manche Feinde zuwege brachten, bestrebte er sich doch beständig, alle ihre Beleidigungen mit der freundlichsten Begegnung und Dienstfertigkeit zu belohnen, und sie damit zu gewinnen, daß er ihnen gutes für böses vergalt. Seinen Bedienten war er ein liebreicher und gütiger Herr, und gegen alle seine Untergebene höflich. Seine Gaben der Liebe machten in seinem Aufwande ein ansehnliches aus. Er schenkte hundert Pfund auf einmal zur Verbesserung der Einkünfte kleiner geistlichen Aemter. Armen Geistlichen und deren Wittwen gab er jährlich ein gewisses Gehalt, nicht weniger den Studirenden, um auf den hohen Schulen die Wissenschaften zu erlernen; wie auch fleißigen, aber unglücklichen Familien. Er trug häufige Summen zur Unterhaltung oder Erbauung der Kirchen oder Predigerhäuser bey, wie auch zu allen öffentlichen Sammlungen, zur Erhaltung der Armenschulen (deren eine von 50 Kindern zu Salisbury von ihm allein unterhalten wurde), und damit junge Leute zu Gewerben könnten angeführet werden. Er schränkte hierbey seine Absichten nicht bloß auf eine Nation, Secte oder Partey ein; sondern Nothdurft und Verdienst des Gegenstandes waren der einzige Maaßstab seiner Freygebigkeit. Er sahe sich in Betrachtung sei-

ner bischöflichen Einkünfte als einen bloßen Vormund der Kirche an, der verpflichtet wäre, alles auf eine seiner Würde anständige Weise und in gastfreyen und mitleidigen Handlungen aufzuwenden. Und in Wahrheit, er hatte diese Rechnung so getreu geführet, daß bey seinem Tode seiner Familie von den Einkünften seines Bisthums nicht mehr übrig blieb, als eben zureichte, seine Schulden zu bezahlen.

V.

Nach seinem Tode hat sein Sohn Thomas Burnet, die von ihm geschriebene Geschichte seiner Zeit, nebst einer Nachricht von seinem Leben in zween Folianten herausgegeben.

Ende des siebenten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hiller, Johann Adam, 1728-1804

Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer Gelehrten

Bd.: Siebenter Theil

Leipzig 1764

Biogr.c. 10-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069573-0
VD18 80354955-ddd